VI. Jahrg. Mai – Juni 1932 Nr. 5/6

# Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik

## „Spielen und Spiele"

Aus dem Inhalt dieses Sonderheftes:



Preis dieses Heftes Mark 2·—

# Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik

Begründet von Heinrich Meng und Ernst Schneider

Herausgeber:

August Aichhorn
Wien V, Schönbrunnerstraße 110

Dr. Paul Federn
Wien VI, Köstlergasse 7

Anna Freud
Wien IX, Berggasse 19

Dr. Heinrich Meng
Frankfurt a. M. Marienstraße 15

Prof. Dr. Ernst Schneider
Stuttgart, Gänsheidestraße 47

Hans Zulliger
Ittingen bei Bern

Schriftleiter: Dr. Paul Federn, Wien VI, Köstlergasse 7

12 Hefte jährlich M. 10·—, schw. Frk. 12·50, österr. S 17·—

Einzelheft M. 1·— (schw. Frk. 1·25, österr. S 1·70)

Geschäftliche Zuschriften bitte zu richten an:

Internationaler Psychoanalytischer Verlag

Wien I, In der Börse

Zahlungen für die „Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik" können geleistet werden durch Postanweisung, Bankscheck oder durch Einzahlung auf eines der

Postscheckkonti des „Internationalen Psychoanalytischen Verlages in Wien":


| Postscheckkonto | Jahresabonnement | Postscheckkonto | Jahresabonnement |
|---|---|---|---|
| *Leipzig 95.112* | *M. 10·—* | *Budapest 51.204* | *P 13·60* |
| *Zürich VIII, 11.479* | *Frk. 12·50* | *Zagreb 40.900* | *Din. 136·—* |
| *Wien 71.633* | *S 17·—* | *Warszawa 191.256* | *Zl. 21·70* |
| *Paris C 1100.95* | *Fr. 60·—* | *Riga 36.93* | *Lat. 12·50* |
| *Prag 79.385* | *Kč 80·—* | *s'Gravenhage 142.248* | *hfl. 6·—* |
| *Stockholm 44.49* | *schw. Kr. 9·—* | *Kjöbenhavn 24.932* | *dän. Kr. 9·—* |

In Vorbereitung befindliches Sonderheft:

„Erziehungs-Beratung"

# ZEITSCHRIFT FÜR PSYCHO-ANALYTISCHE PÄDAGOGIK

VI. Jahrgang Mai—Juni 1932 Heft 5/6

## Mitteilung an die Leser

Herr A. J. Storfer ist von der Redaktion und Herausgabe dieser Zeitschrift zurückgetreten; gleichzeitig wurde sie Eigentum des Internationalen Psychoanalytischen Verlags. Im Namen von Herrn Professor Freud und im Auftrage der Herausgeber danke ich Herrn Storfer für seine Tätigkeit als Verleger und für seine Mitarbeit als Herausgeber und Schriftleiter.

Reichtum an Einfällen, produktiver Geschmack, tiefes psychoanalytisches Wissen, Festhalten am gesteckten Ziele haben sich bei ihm zu einer Leistung vereinigt, welche den Fortbestand und die Entwicklung unserer Zeitschrift in ersprießlicher gemeinsamer Arbeit ermöglicht hat.

*Wien, am 1. Juni 1932.* Paul Federn

## Aus dem Schrifttum Freuds

### Von Nelly Wolffheim, Berlin

Freud hat der Erziehung ganz neue Fundamente geschaffen, aber keine Arbeit über Erziehung geschrieben. Was er uns an pädagogisch wichtigen Einsichten vermittelte, müssen wir aus seinen Schriften herauslösen und aus dem Gesamtaufbau der psychoanalytischen Lehre ableiten. Es wird sicherlich von Nutzen sein, sich über einzelne Erziehungsfragen im psychoanalytischen Sinne dadurch einen Überblick zu verschaffen, daß wir ihnen im Gesamtwerk Freuds nachgehen. Zuerst sei über das Kinderspiel in diesem Sinne referiert.

Wie den Traum, sieht Freud das Spiel in den Dienst eines Wunsches gestellt. *„Das Spielen des Kindes wurde von Wünschen dirigiert, eigentlich von dem einen Wunsche, der das Kind erziehen hilft, vom Wunsche: groß und erwachsen zu sein. Es spielt immer „groß sein", imitiert im Spiele, was ihm vom Leben der*





*Großen bekannt geworden ist*[1]." Mehrfach findet sich diese Charakterisierung des Spiels in Freuds Schriften.

In der „Analyse der Phobie eines fünfjährigen Knaben"[2] lesen wir von dem Spiel des kleinen Hans: *„Also er ist das Pferd, er beißt den Vater, übrigens identifiziert er sich dabei mit dem Vater"* (da er selbst Angst hat, vom Pferde gebissen zu werden). Von diesem Spiel sagt Freud, daß es im Dienst einer Wunschphantasie stehe. Und in „Jenseits des Lustprinzips"[3] spricht sich Freud folgendermaßen aus: *„Man sieht, daß die Kinder alles im Spiel wiederholen, was ihnen im Leben großen Eindruck gemacht hat, daß sie dabei die Stärke des Eindrucks abreagieren und sich sozusagen zu Herren der Situation machen. Aber andererseits ist es klar genug, daß all ihr Spielen unter dem Einfluß des Wunsches steht, der diese ihre Zeit dominiert, des Wunsches, groß zu sein und so zu tun wie die Großen."* Auch der Erwachsene sucht — wie Freud hervorhebt — in seinen Phantasien Erfüllung seiner unbefriedigten Wünsche, *„eine Korrektur der unbefriedigenden Wirklichkeit"*[4]. Schließlich sei noch auf eine Stelle in „Hemmung, Symptom und Angst"[5] hingewiesen, die in ähnlichem Sinne über das Spiel urteilt: Das Kind verhält sich, so wird ausgeführt, gegen alle ihm peinlichen Eindrücke, *„indem es sie im Spiel reproduziert; durch diese Art von der Passivität zur Aktivität überzugehen, sucht es seine Lebenseindrücke psychisch zu bewältigen."*

Wenn wir zusammenfassen, was diesen angeführten Erkenntnissen gemeinsam ist, so steht da vor allem neben der wunscherfüllenden Aufgabe des Spiels die Tatsache, daß das Kind sich seine Eindrücke durch Darstellung im Sinne einer Erleichterung angenehmer zu machen sucht. Man findet hier eine Übereinstimmung mit dem Ausspruch Fröbels, daß das Kind „Innerliches äußerlich zu machen" trachte. Man könnte den Wunsch des Kindes, groß zu sein und die imitierende Form des Kinderspiels, wie die alte Psychologie und die allgemeine pädagogische Auffassung es annimmt, einem Nachahmungstrieb zuschreiben, wenn Freud uns nicht darüber belehrte, *„daß die Annahme eines besonderen Nachahmungstriebes überflüssig sei"*[6]. Wir finden dies an gleicher Stelle damit begründet, daß *„der Unlustcharakter des Erlebnisses es nicht immer für das Spiel unbrauchbar macht. Wenn der Doktor dem Kinde in den Hals geschaut oder eine kleine Operation an ihm ausgeführt hat, so wird dies erschreckende Erlebnis ganz gewiß zum Inhalt des nächsten Spieles werden, aber der Lustgewinn aus anderer Quelle ist dabei nicht zu übersehen. Indem das Kind aus der Passivität des Erlebens in die Aktivität des Spielens übergeht, fügt es einem Spielgefährten das Unangenehme zu, das ihm selbst widerfahren war, und rächt sich so an der Person dieses Stellvertreters"*. Nach dem Lustprinzip findet

---

1) Der Dichter und das Phantasieren. Ges. Schr. X, 232.
2) Analyse der Phobie eines fünfjährigen Knaben. Ges. Schr. VIII, 173.
3) Jenseits des Lustprinzips. Ges. Schr. VI, 202.
4) Der Dichter und das Phantasieren. Ges. Schr. X, 232.
5) Hemmung, Symptom und Angst. Ges. Schr. XI, 110.
6) Jenseits des Lustprinzips. Ges. Schr. VI, 203.

das Kind einen Weg, seine Unlust in Lust zu verwandeln. So sind tiefere Schichten des Seelenlebens als allein der Antrieb zur Nachahmung hier, wie überall beim Spiel, maßgebend.

Die Mittel der psychoanalytischen Forschungsweise haben uns aufgedeckt, daß der äußeren Erscheinungsform des Spieles seelische Motive zu Grunde liegen, die man früher übersehen hatte. Wie Freud es uns von unseren anderen, oft nach außen hin als zufällig oder nebensächlich wirkenden Handlungen aufweist, ist es mit den Spielhandlungen der Kinder: nichts ist dabei zufällig, alles ist Ausdruck einer meist recht komplizierten seelischen Leistung. Wir wissen heute mehr vom Kinde, sehen seine Lebensäußerungen, sein Tun und Lassen anders an, und wir würdigen auch sein Spiel ernster. Freud zieht in der kleinen Schrift „Der Dichter und das Phantasieren"[1] eine Parallele zwischen dem Spiel des Kindes und der dichterischen Tätigkeit. *„Sollten wir die ersten Spuren der dichterischen Tätigkeit nicht schon beim Kinde suchen? Die liebste und intensivste Beschäftigung des Kindes ist das Spiel. Vielleicht dürfen wir sagen: Jedes spielende Kind benimmt sich wie ein Dichter, indem es sich eine eigene Welt erschafft oder, richtiger gesagt, die Dinge seiner Welt in eine neue, ihm gefällige Ordnung versetzt. Es wäre dann Unrecht zu meinen, es nehme diese Welt nicht ernst; im Gegenteil, es nimmt sein Spiel sehr ernst, es verwendet große Affektbeträge darauf. Der Gegensatz zu Spiel ist nicht Ernst, sondern — Wirklichkeit. Das Kind unterscheidet seine Spielwelt sehr wohl, trotz aller Affektbesetzung, von der Wirklichkeit und lehnt seine imaginierten Objekte und Verhältnisse gerne an greifbare und sichtbare Dinge der wirklichen Welt an. Nichts anders als dieses unterscheidet das „Spielen" des Kindes noch vom „Phantasieren"*. Wir erkennen so, daß das Spielen die dem Kindesalter charakteristische Form des Phantasierens ist, Einkleidung für ein im Unbewußten wurzelndes Geschehen. Die Symbolsprache des Spiels erschwert uns das Verständnis der geheimen Vorgänge, die zur Bildung eines Spiels führten; ohne analytische Deutungskunst wird es uns nur selten in seinen tieferen Zusammenhängen durchschaubar sein.

In Freuds Schriften finden wir verschiedene Ausdeutungen von Kinderspielen. Vor allem sei da an die Erklärung erinnert, die er der Kindheitserinnerung Goethes in „Dichtung und Wahrheit" gibt[2], der Szene, in der der kleine Goethe das von der Mutter auf dem Jahrmarkt gekaufte Geschirr auf die Straße wirft. Diese Handlung des Knaben war ein Ausdruck feindseliger Impulse gegen seinen jüngeren Bruder, ebenso wie die gleiche Tat eines Patienten Freuds dies Motiv hatte. *„Wir könnten uns also die Meinung bilden, das Geschirrhinauswerfen sei eine symbolische, oder sagen wir es richtiger, eine magische Handlung, durch welche das Kind (Goethe sowie mein Patient) seinen Wunsch nach Beseitigung des störenden Eindringlings zu kräftigem Ausdruck bringt. Wir brauchen das Vergnügen des Kindes beim Zerschellen der Gegen-*

---

1) Der Dichter und das Phantasieren. Ges. Schr. X, 230.

2) Eine Kindheitserinnerung aus „Dichtung und Wahrheit". Ges. Schr. X, 358f.

*stände nicht zu bestreiten; wenn eine Handlung bereits lustbringend ist, so ist dies keine Abhaltung, sondern eher eine Verlockung, sie auch im Dienste anderer Absichten zu wiederholen. Aber wir glauben nicht, daß es die Lust am Klirren und Brechen war, welche solchen Kinderstreichen einen dauernden Platz in der Erinnerung des Erwachsenen sichern konnte. Wir sträuben uns auch nicht, die Motivierung der Handlung um einen weiteren Beitrag zu komplizieren. Das Kind, welches das Geschirr zerschlägt, weiß wohl, daß es etwas Schlechtes tut, worüber die Erwachsenen schelten werden, und wenn es sich durch dieses Wissen nicht zurückhalten läßt, so hat es wahrscheinlich einen Groll gegen die Eltern zu befriedigen; es will sich schlimm zeigen . . ." „Das Hinausbefördern (durchs Fenster auf die Straße) erweist sich so als das Wesentliche der Handlung, die Lust am Zerbrechen, am Klirren und der Art der Dinge, an denen ‚die Exekution vollzogen wird', als inkonstant und unwesentlich."* Wir setzten dieses Beispiel an erste Stelle, weil es in einfachster Weise und auch für den analytisch nur wenig Orientierten ohne nähere Anhaltspunkte überzeugend wirkt. Eine andere Spielhandlung beschreibt Freud in „Jenseits des Lustprinzips"[1]. Hier wird gezeigt, wie in einer Spieltätigkeit der Verzicht auf eine Triebbefriedigung zum Ausdruck gebracht wird. Es handelt sich um ein eineinhalbjähriges Kind, einen Knaben, den Freud mehrere Wochen hindurch eingehend beobachten konnte. Der Kleine war überaus brav in jeder Hinsicht, und obgleich er sehr an der Mutter hing und von ihr allein betreut wurde, weinte er niemals, wenn sie ihn auf Stunden verließ. Das Kind nahm die Gewohnheit an, alle kleinen Gegenstände, die es erreichen konnte, weit von sich fortzuschleudern, unter das Bett, in die Ecken des Zimmers. *„Dabei brachte es mit dem Ausdruck von Interesse und Befriedigung ein lautes, langgezogenes o-o-o-o hervor, das nach dem übereinstimmenden Urteil der Mutter und des Beobachters keine Interjektion war, sondern ‚Fort' bedeutete. Ich bemerkte endlich, daß das ein Spiel sei, und daß das Kind all seine Spielsachen nur dazu benützte, mit ihnen ‚Fortsein' zu spielen. Eines Tages machte ich dann die Beobachtung, die meine Auffassung bestätigte. Das Kind hatte eine Holzspule, die mit einem Bindfaden umwickelt war. Es fiel ihm nie ein, sie zum Beispiel am Boden hinter sich herzuziehen, also Wagen mit ihr zu spielen, sondern es warf die am Faden gehaltene Spule mit großem Geschick über den Rand seines verhängten Bettchens, so daß sie darin verschwand, sagte dazu ein bedeutungsvolles o-o-o-o und zog dann die Spule am Faden wieder aus dem Bett heraus, begrüßte aber deren Erscheinen jetzt mit einem freudigen ‚Da'. Das war also das komplette Spiel, Verschwinden und Wiederkommen, wovon man zumeist nur den ersten Akt zu sehen bekam, und dieser wurde für sich allein unermüdlich als Spiel wiederholt, obwohl die größere Lust unzweifelhaft dem zweiten Akt anhing.*

*Die Deutung des Spiels lag dann nahe. Es war in Zusammenhang mit der großen kulturellen Leistung des Kindes mit dem von ihm zustande gebrachten Triebverzicht (Verzicht auf Triebbefriedigung), das Fortgehen der Mutter ohne*

---

1) Jenseits des Lustprinzips. Ges. Schr. VI, 200f.

*Sträuben zu gestatten. Es entschädigte sich gleichsam dafür, indem es dasselbe Verschwinden und Wiederkommen mit den ihm erreichbaren Gegenständen selbst in Szene setzte. Für die affektive Einschätzung dieses Spieles ist es natürlich gleichgültig, ob das Kind es selbst erfunden oder sich infolge einer Anregung zu eigen gemacht hatte.“* Als Motiv für dieses Spiel nimmt Freud auch hier das Bestreben an, aus dem passiven Erleiden in eine aktive Rolle zu kommen, in der das Kind einen ihm unliebsamen Vorgang im Spiel wiederholt. *„Dieses Bestreben könnte man einem Bemächtigungstrieb zurechnen, der sich davon unabhängig macht, ob die Erinnerung an sich lustvoll war oder nicht. Man kann aber auch eine andere Deutung versuchen. Das Wegwerfen des Gegenstandes, so daß er fort ist, könnte die Befriedigung eines im Leben unterdrückten Racheimpulses gegen die Mutter sein, weil sie vom Kinde fortgegangen ist, und dann die trotzige Bedeutung haben: Ja, geh' nur fort, ich brauch dich nicht, ich schick' dich selbst weg. Dasselbe Kind, das ich mit eineinhalb Jahren bei seinem ersten Spiel beobachtete, pflegte ein Jahr später ein Spielzeug, über das es sich geärgert hatte, auf den Boden zu werfen und dabei zu sagen: Geh' in K(r)ieg! Man hatte ihm damals erzählt, der abwesende Vater befinde sich im Krieg, und es vermißte den Vater gar nicht, sondern gab die deutlichsten Anzeichen von sich, daß es im Alleinbesitz der Mutter nicht gestört werden wolle.“*

Das in den Spielen zum Ausdruck gebrachte Überwinden einer unangenehmen Situation spielt bei den Angsterscheinungen des Kinderlebens eine große Rolle. Die Kinder identifizieren sich — es darstellend — mit einem Angstobjekt und machen sich so zu dem, was sie fürchten; sie setzen mit dieser Umstellung gewissermaßen den feindlichen Gegner außer Funktion. So spielte der kleine Hans, dessen Angst vor Pferden in der „Analyse der Phobie eines fünfjährigen Knaben“[1] von Freud eingehend geschildert wird, zu manchen Zeiten am liebsten „Pferd“. Und als Hans in der Realität stets auf das heftigste erschrak, wenn auf dem nahen Packhof Wagen aufgeladen wurden und fortfuhren, spielt er das Auf- und Abladen von Gepäckkisten und wünscht sich auch einen kleinen Leiterwagen mit solchen Kisten als Spielzeug. Ein anderes Kind, von dem Freud in „Totem und Tabu“[2] nach einem von S. Ferenczi geschilderten Fall, „Der kleine Hahnemann“, berichtet, spielte, es sei ein Hahn. Der Junge war auf der Sommerreise von einem Huhn ins Glied gebissen worden. *„Als er ein Jahr später an denselben Ort zurückkehrte, wurde er selbst zum Huhn, er interessierte sich nur mehr für das Geflügelhaus und alles, was darin vorging, und gab seine menschliche Sprache gegen Gackern und Krähen auf. Zur Zeit der Beobachtung (fünf Jahre) sprach er wieder, aber beschäftigte sich auch in der Rede ausschließlich nur mit Hühnern und anderem Geflügel. Er spielte mit keinem anderen Spielzeug, sang nur Lieder, in denen etwas vom Federvieh vorkam. Sein Benehmen gegen sein Totemtier war exquisit ambivalent, übermäßiges Hassen und Lieben. Am liebsten spielte er Hühnerschlachten. ‚Das Schlachten des Feder-*

1) Analyse der Phobie eines fünfjährigen Knaben. Ges. Schr. VIII, 173, 217 u. a. O.
2) Totem und Tabu. Ges. Schr. X, 158.

*viehs ist ihm überhaupt ein Fest. Er ist imstande, stundenlang um die Tierleichen erregt herumzutanzen.' Aber dann küßte und streichelte er das geschlachtete Tier, reinigte und liebkoste die von ihm selbst mißhandelten Ebenbilder von Hühnern."* Durch diese Beispiele wird auch die symbolisierende Verkleidungsform der Spiele beleuchtet.

Die befreiende, angstlösende Wirkung des Spiels ist — wenn auch nicht nur — darauf zurückzuführen, daß das Kind mit Hilfe seiner Phantasiekraft das Dargestellte glaubt, trotz der oben nachgewiesenen Tatsache, daß es zwischen Spiel und Wirklichkeit zu unterscheiden weiß. Daß übrigens hier Zustände vorkommen, in denen sich diese Fähigkeit des Unterscheidens verwischt, weist auch Freud uns nach. *„Wir erinnern uns, daß das Kind im frühen Alter des Spielens überhaupt nicht scharf zwischen Belebtem und Leblosem unterscheidet und daß es besonders gern seine Puppe wie ein lebendes Wesen behandelt. Ja, man hört gelegentlich von einer Patientin, sie habe noch im Alter von acht Jahren die Überzeugung gehabt, wenn sie ihre Puppen auf eine gewisse Art möglichst eindringlich anschauen würde, müßten diese lebendig werden."*[1]

Das Beispiel eines gedeuteten Puppenspiels findet sich in der „Analyse der Phobie eines fünfjährigen Knaben"[2]. *„Mittags höre ich, daß Hans den ganzen Vormittag mit einer Gummipuppe gespielt habe, die er Grete nannte. Er hat durch die Öffnung, in der einmal das kleine Blechpfeifchen befestigt war, ein kleines Taschenmesser hineingesteckt und ihr dann die Füße voneinandergerissen, um das Messer herausfallen zu lassen. Dem Kindermädchen sagte er, zwischen die Füße der Puppe zeigend: ‚Schau, hier ist der Wiwimacher!'"* Wir lesen dann weiterhin: *„Was er dem Dienstmädchen über den Sinn seines Spiels mit der Puppe gesagt, war nicht aufrichtig; dem Vater gegenüber weist er es direkt ab, daß er nur den Wiwimacher sehen wollte."*

Was tatsächlich hinter dem Spiel des Kindes steckte, wird uns am besten klar werden, wenn wir die darauffolgende Unterhaltung zwischen Hans und seinem ihn analysierenden Vater lesen, wie sie uns von Freud wiedergegeben wird:

*Ich: „Was hast du heute eigentlich mit der Puppe gespielt?" — Er: „Ich hab' die Füße auseinandergerissen, weißt warum? Weil ein Messerl drin war, was die Mammi gehabt hat. Das hab' ich hineingegeben, wo der Kopf quietschte, und dann hab' ich die Füß' auseinandergerissen und dort ist es hinausgegangen."*

*Ich: „Weshalb hast du die Füße auseinandergerissen? Damit du den Wiwimacher sehen kannst?" — Er: „Er war ja auch zuerst da, da hab' ich ihn auch sehen können."*

*Ich: „Weshalb hast du das Messer hineingegeben?" — Er: „Ich weiß es nicht."*

*Ich: „Wie sieht denn das Messerl aus?" — Er bringt es mir.*

*Ich: „Hast du dir gedacht, es ist vielleicht ein kleines Kind?" — Er: „Nein, ich hab' mir gar nichts gedacht, aber der Storch hat, mir scheint, einmal ein kleines Kind gekriegt — oder wer."*

*Ich: „Wann?" — Er: „Einmal. Ich habs gehört, oder hab' ichs gar nicht gehört, oder ich hab' mich verredet."*

*Ich: „Was heißt verredet?" — Er: „Es ist nicht wahr."*

*Ich: „Alles, was man sagt, ist ein bissel wahr." — Er: „No ja, ein bißchen."*

1) Das Unheimliche. Ges. Schr. X, 385.

2) Analyse der Phobie eines fünfjährigen Knaben. Ges. Schr. VIII, 205f.

*Ich (nach einem Übergange): „Wie hast du dir gedacht, kommen die Hendl auf die Welt?"*

*Er: „Der Storch laßt sie halt wachsen, der Storch laßt die Hendl wachsen, — nein, der liebe Gott."*

*Ich erkläre ihm, daß die Hendl Eier legen und aus den Eiern wieder Hendl kommen.*

*Hans lacht.*

*Ich: „Warum lachst du?" — Er: „Weil mirs gefällt, was du mir da erzählst."*

*Er sagt, er habe das bereits gesehen.*

*Ich: „Wo denn?" — Er: „Bei dir."*

*Ich: „Wo hab' ich ein Ei gelegt?" — Hans: „In Gmunden ins Gras hast du ein Ei gelegt und auf einmal ist ein Hendl außig'sprungen. Du hast einmal ein Ei gelegt, das weiß ich, das weiß ich ganz bestimmt. Weil mirs die Mammi gesagt hat."*

*Ich: „Ich werde die Mammi fragen, ob das wahr ist." — Hans: „Das ist gar nicht wahr, aber i c h hab' schon einmal ein Ei gelegt, da ist ein Hendl außig'sprungen."*

*Ich: „Wo?" — Hans: „In Gmunden habe ich mich ins Gras gelegt, nein gekniet, und da haben die Kinder gar nicht hergeschaut, und auf einmal in der Früh hab' ich gesagt: Suchts, Kinder, gestern hab' ich ein Ei gelegt! Und auf einmal haben sie geschaut und auf einmal haben sie ein Ei gesehen und aus dem ist ein kleiner Hans gekommen. Was lachst du denn? Die Mammi weiß es nicht, und die Karolin' weiß es nicht, weil niemand zugeschaut hat und auf einmal hab' ich ein Ei gelegt und auf einmal war's da. Wirklich. Vatti, wann wächst ein Hendl aus dem Ei? Wenn man es stehen läßt? Muß man das essen?"*

*Ich erkläre ihm das.*

*Hans: „No ja, lassen's wir bei der Henne, dann wächst ein Hendl. Packen wir's in die Kiste und lassen wir's nach Gmunden fahren."*

*Hans hat die Leitung der Analyse mit einem kühnen Griff an sich gerissen, da die Eltern mit den längst berechtigten Aufklärungen zögerten, und in einer glänzenden Symptomhandlung mitgeteilt: „S e h t i h r, s o s t e l l e i c h m i r e i n e G e b u r t v o r."*

Augenblickliche Interessen der Kinder werden im Spiel verarbeitet. Auch hierfür gibt uns der kleine Hans treffende Beispiele[1]. *„In seinem Interesse für den Wiwimacher hat er sich ein ganz besonderes Spiel ausgedacht. Im Vorzimmer ist der Abort und eine dunkle Holzkammer. Seit einiger Zeit geht H. in die Holzkammer und sagt: ‚Ich geh' in mein Klosett.' Einmal schaue ich hinein, um zu sehen, was er in der dunklen Kammer macht. Er exhibiert und sagt: ‚Ich mache Wiwi'. Das heißt also: er ‚spielt' Klosett. Der Spielcharakter erhellt nicht nur daraus, daß er nicht ins Klosett geht, was eigentlich viel einfacher wäre, vielmehr die Holzkammer vorzieht, die er ‚sein Klosett' heißt."* Auch das ihn nach der Geburt der Schwester sehr beschäftigende Problem des Kinderkriegens wird von Hans im Spiel zum Ausdruck gebracht[2]. *„Er phantasiert, daß er mit den Kindern Berta, Olga und Fritzl spielt, spricht mit ihnen, als ob sie gegenwärtig wären, und ist imstande, sich stundenlang so zu unterhalten. Jetzt, wo er eine Schwester bekommen hat und ihn offenbar das Problem des Kinderkriegens beschäftigt, nennt er Berta und Olga nur mehr ‚seine Kinder' und fügt einmal hinzu: ‚Auch meine Kinder, Berta und Olga, hat der Storch gebracht'."* Die phantasierten Kinder, mit denen sich Hans besonders abends im Bett lange unterhält, werden auch dazu verwandt, sein anales Interesse mit ihnen spielend darzustellen. Hans äußert sich[3]: *„Vormittag war ich mit allen*

1) Analyse der Phobie eines fünfjährigen Knaben. Ges. Schr. VIII, 137.

2) Analyse der Phobie eines fünfjährigen Knaben. Ges. Schr. VIII, 136.

3) Analyse der Phobie eines fünfjährigen Knaben. Ges. Schr. VIII, 218.

*meinen Kindern auf dem Klosett. Zuerst hab' ich Lumpf gemacht und Wiwi und sie haben zugeschaut. Dann hab' ich sie aufs Klosett gesetzt und sie haben Wiwi und Lumpf gemacht und ich hab' ihnen den Podl mit Papier ausgewischt. Weißt warum: Weil ich so gerne Kinder haben möcht', dann möcht' ich ihnen alles tun, sie auf's Klosett führen, ihnen den Podl abputzen, halt alles, was man mit Kindern tut."*

Sehr wichtige Hinweise erhalten wir durch Freud in Hinblick auf die Bewegungsspiele der Kinder. Freud hat aus den Analysen das sichere Ergebnis gewonnen, daß häufig frühe sexuelle Regungen in den Rauf- und Ringspielen der Kinderjahre zum Ausdruck kommen[1]. Die typischen Fliege- und Fallträume führt er unter anderem auch auf Eindrücke der Kinderzeit zurück, auf die eine so starke Anziehungskraft ausübenden Bewegungsspiele[2]. *„Welcher Onkel hat nicht schon ein Kind fliegen lassen, indem er, die Arme ausstreckend, durchs Zimmer mit ihm eilte, oder Fallen mit ihm gespielt, indem er es auf den Knien schaukelte und das Bein plötzlich streckte, oder es hoch hob und plötzlich tat, als ob er ihm die Unterstützung entziehen wollte. Die Kinder jauchzen dann und verlangen unermüdlich nach Wiederholung, besonders wenn etwa Schreck und Schwindel mit dabei ist; dann schaffen sie sich nach Jahren die Wiederholung im Traum, lassen aber im Traum die Hände weg, die sie gehalten haben, so daß sie nun frei schweben und fallen. Die Vorliebe aller kleinen Kinder für solche Spiele wie für Schaukeln und Wippen ist bekannt; wenn sie dann gymnastische Kunststücke im Zirkus sehen, wird die Erinnerung von neuem aufgefrischt."* Hierzu bemerkt Freud in den „Ergänzungen"[3], die analytische Untersuchung lasse erraten, daß bei der Vorliebe der Kinder an gymnastischen Darstellungen außer der Organlust noch ein anderes Moment beteiligt ist, das (oft unbewußte) Erinnerungsbild des (an Menschen oder Tieren) beobachteten Geschlechtsverkehrs. *„Nicht selten sind"*, so lesen wir weiter, *„bei diesen an sich harmlosen Bewegungsspielen auch sexuelle Empfindungen wachgerufen worden. Um es mit einem bei uns gebräuchlichen, all diese Veranstaltungen deckenden Wort zu sagen: es ist das ‚Hetzen' in der Kindheit, welches die Träume vom Fliegen, Fallen, Schwindeln u. dgl. wiederholen, dessen Lustgefühle jetzt in Angst verkehrt sind. Wie aber jede Mutter weiß, ist auch das Hetzen der Kinder in der Wirklichkeit häufig genug in Zwist und Weinen ausgegangen."* In der Krankengeschichte des kleinen Hans[4] findet sich auch eine Stelle, die eine Verbindung zwischen Bewegungsspiel und sexuellem Leben des Kindes aufweist. *„Absicht und Inhalt der Phobie ist eine weitgehende Einschränkung der Bewegungsfreiheit, sie ist also eine machtvolle Reaktion gegen die dunklen Bewegungsimpulse, die sich besonders gegen die Mutter wenden wollten. Das Pferd war für den Knaben immer das Vorbild der Bewegungslust (‚Ich bin ein junges Pferd', sagt Hans im Herumspringen), aber da diese Bewegungslust den Koitusimpuls einschließt, wird die Bewegungs-*

1) Die Traumdeutung. Ges. Schr. II, 274.
2) Die Traumdeutung. Ges. Schr. II, 273.
3) Ergänzungen und Zusatzkapitel zur Traumdeutung. Ges. Schr. III, 112.
4) Analyse der Phobie eines fünfjährigen Knaben. Ges. Schr. VIII, 256.

*lust von der Neurose eingeschränkt und das Pferd zum Sinnbild des Schreckens erhoben.“*

Wenn Freud von den „an sich harmlosen“ Bewegungsspielen Erwachsener mit kleinen Kindern spricht, so weist er uns doch an anderer Stelle darauf hin, daß das Spiel eines Erwachsenen mit dem Kind eine unerwünschte, angstmachende Nebenwirkung haben kann[1]. Der Vater eines Patienten hatte mit ihm, als er Kind war, häufig Wolf und Hund gespielt. *„Der Vater meines Patienten hatte übrigens die Eigentümlichkeit des „zärtlichen Schimpfens“, die so viele Personen im Umgang zeigen, und die scherzhafte Drohung ‚ich freß' dich auf‘ mag in den ersten Jahren, als der später strenge Vater mit dem Söhnlein zu spielen und zu kosen pflegte, mehr als einmal geäußert worden sein. Einer meiner Patienten erzählte mir, daß seine beiden Kinder den Großvater nie lieb gewinnen konnten, weil er sie in seinem zärtlichen Spiel zu schrecken pflegte, er werde ihnen den Bauch aufschneiden.“* In Bezug auf die Wolfsangst dieses Patienten äußert sich Freud an gleicher Stelle: *„Wenn der Wolf bei meinem Patienten nur der erste Vaterersatz war, so fragt es sich, ob die Märchen vom Wolf, der die Geißlein auffrißt, und vom Rotkäppchen etwas anderes als infantile Angst vor dem Vater zum geheimen Inhalt haben.“* Daß der Vater des Hans mit dem Kleinen „Pferdl“ gespielt habe, wird, so meint Freud, für die Wahl seines Angsttieres ausschlaggebend gewesen sein[2].

Über die Lust des Kindes an den Wiederholungen eines Spiels — sei es ein Alleinspiel oder das Spielen Erwachsener mit dem Kind — finden wir bei Freud eine wichtige Erklärung[3]. *„Das Kind aber wird nicht müde werden, vom Erwachsenen die Wiederholung eines ihm gezeigten oder mit ihm angestellten Spieles zu verlangen, bis dieser erschöpft es verweigert, und wenn man ihm eine schöne Geschichte erzählt hat, will es immer wieder die nämliche Geschichte anstatt einer neuen hören, besteht unerbittlich auf der Identität der Wiederholung und verbessert jede Abänderung, die sich der Erzähler zuschulden kommen läßt, mit der er sich vielleicht sogar ein neues Verdienst erwerben wollte.“* Freud sieht in dieser Tendenz des Kindes die Äußerung eines Wiederholungszwanges, der Antrieb zum Spiel hat in ihm eine Quelle[4], *„allerdings müssen wir sagen, daß wir die Wirkungen des Wiederholungszwanges nur in seltenen Fällen rein, ohne Mithilfe anderer Motive, erfassen können.“ „Wiederholungszwang und direkte lustvolle Triebbefriedigung scheinen sich dabei zu intimer Gemeinsamkeit zu verschränken.“* Jedenfalls wird das Wiederfinden des Gleichen dem Kinde zu einer Lustquelle.

Als letzten, der von uns in Bezug auf das Spiel in den Schriften Freuds aufgefundenen Gedanken, sei eine Erklärung des kindlichen Wißtriebes wiedergegeben. Es wird hier zwar keine Beziehung zum Spiel des Kindes erwähnt, doch wissen wir, wie die kindliche Forschertätigkeit gerade beim Spielen zum

1) Aus der Geschichte einer infantilen Neurose. Ges. Schr. VIII, 551, 468.
2) Hemmung, Symptom und Angst. Ges. Schr. XI, 43.
3) Jenseits des Lustprinzips. Ges. Schr. VI, 225.
4) Jenseits des Lustprinzips. Ges. Schr. VI, 209.

Ausdruck gebracht wird[1]. „*Um dieselbe Zeit, da das Sexualleben des Kindes seine erste Blüte erreicht, vom dritten bis zum fünften Jahr, stellen sich bei ihm auch die Anfänge jener Tätigkeit ein, die man dem Wiß- und Forschertrieb zuschreibt. Der Wißtrieb kann weder zu den elementaren Triebkomponenten gerechnet noch ausschließlich der Sexualität untergeordnet werden. Sein Tun entspricht einerseits einer sublimierten Weise der Bemächtigung, andererseits arbeitet er mit der Energie der Schaulust. Seine Beziehungen zum Sexualleben sind aber besonders bedeutsam, denn wir haben aus der Psychoanalyse erfahren, daß der Wißtrieb der Kinder unvermutet früh und in unerwarteter Weise von den sexuellen Problemen angezogen, ja vielleicht erst durch sie geweckt wird. Nicht theoretische, sondern praktische Interessen sind es, die das Werk der Forschertätigkeit beim Kinde in Gang bringen. Die Bedrohung seiner Existenzbedingungen durch die erfahrene oder vermutete Ankunft eines neuen Kindes, die Furcht vor dem mit diesem Ereignis verbundenen Verlust an Fürsorge und Liebe machen das Kind nachdenklich und scharfsinnig. Das erste Problem, mit dem es sich beschäftigt, ist entsprechend dieser Erweckungsgeschichte auch nicht die Frage des Geschlechtsunterschieds, sondern das Rätsel: Woher kommen die Kinder?*" Wir haben anzunehmen gelernt, daß manches Zerstören von Spielzeug nicht auf blinde Zerstörungssucht des Kindes zurückzuführen ist, sondern mit seinem ratlosen Forschenwollen im Zusammenhang steht, dem wir — es nun verstehend — unsere Beachtung nicht versagen dürfen. Auch die alte Pädagogik suchte im Zerstören ein Untersuchen und Neugestalten zu erkennen, es liegt ihr aber fern, den tieferen Sinn des Forschens mit dem sexuellen Interesse in Verbindung zu bringen.

*

Welche Konsequenzen hat nun der Erzieher aus den psychologischen Feststellungen zu ziehen, die Freud uns in seinen Schriften gibt?

Daß wir das Spiel als ein Mittel der Wunscherfüllung gekennzeichnet sahen, müßte uns allein schon dazu bestimmen, die Kinder viel spielen zu lassen. Die Erhöhung der Lebensfreude in der Kindheit vermag Wesentliches zur Verbesserung der seelischen Situation des Erwachsenen beizutragen. Besonders in Hinblick auf die von Freud gegebene Erklärung, daß Umwandlung des passiven Erlebens in aktives Handeln als Erleichterung der dem Kinde abverlangten Triebverzichte aufzufassen sei, darf die Spielfreiheit des Kindes nicht verkürzt werden, und wo eine Spielhemmung vorliegt, soll man ihre Beseitigung anstreben (durch Aufdeckung ihrer Ursachen, eventuell durch eine Psychoanalyse). Freud lehrt uns das Spiel in einem tieferen Sinne, als es vor ihm geschah, als wichtigste Lebensfunktion des Kindes kennen. Wir müssen uns vor Augen halten, daß dort, wo die Kleinkinder aus methodischen Gründen oder als Folge sozialer Umstände am ausgiebigen freien Spielen verhindert werden, der Schaden für die Entwicklung ein starker sein kann. Die eingeengte Spieltätigkeit erhöht für das Kind die Gefahr, unter der Einwirkung schlecht ver-

1) Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie. Ges. Schr. V, 69.

arbeiteter Konflikte neurotisch zu erkranken. Es besteht die Möglichkeit, daß ein zu wenig spielendes Kind sich ganz in Tagträumereien zurückzieht und dort seine Schwierigkeiten auslebt, und es fragt sich, ob dieser Spielersatz, dem das aktiv-produktive Handeln fehlt, zur „Bewältigung seiner Lebenseindrücke" genügt.

Wir lernten durch Freud den unbewußten Anteil begreifen, den das Kinderspiel birgt. Wir lernten seine Symbolsprache kennen und haben mit Hilfe der Psychoanalyse Typisches erkannt und das Mittel erhalten, Individuelles aufzulösen. Im Spiel wirken sich nach diesen Erkenntnissen Interessen der Kinder aus, welche die alte Pädagogik in ihrer außenpsychologischen Betrachtungsweise außer acht ließ.

Voraussetzung einer gesunden Entwicklung der kindlichen Spieltätigkeit ist es freilich, daß man dem Kinde dabei volle Freiheit läßt. Das Kind darf keinesfalls durch moralische Stellungnahme der Erwachsenen gehindert werden, spielend das zu tun, wozu es von seinem Unbewußten getrieben wird; Einmischung von Seiten der Erzieher können allerdings zum Schutze des Kindes selbst oder zum Schutze seiner Kameraden notwendig werden. Sobald wir aber die sich im Spiel spontan äußernde Phantasietätigkeit unterbinden, laufen wir Gefahr, den heilsamen Einfluß des Spielens aufzuheben.

Freud belehrt uns darüber, daß die meisten Menschen zeitlebens Phantasien bilden. Der Heranwachsende gibt, *„wenn er aufhört zu spielen, nichts anderes auf als die Anlehnung an reale Objekte; anstatt zu spielen, phantasiert er jetzt. Er baut sich Luftschlösser, schafft das, was man Tagträume nennt"*[1]. Dieses Phantasieren wird aber geheim gehalten, die Erwachsenen schämen sich dessen. *„Das Kind spielt zwar auch allein oder es bildet mit anderen Kindern ein geschlossenes psychisches System zum Zwecke des Spieles, aber wenn es auch den Erwachsenen nichts vorspielt, so verbirgt es doch sein Spielen nicht vor ihnen."* Nur wenn wir diese Spielfreiheit dem Kinde ungehemmt erhalten, gewähren wir ihm ein richtiges Spielen und uns die Möglichkeit, das Kind aus seinen Spielen kennenzulernen.

1) Der Dichter und das Phantasieren. Ges. Schr. X, 231.

# Die psychoanalytische Theorie des Spieles

Von Robert Wälder, Wien

Das Kinderspiel hat bei vielen Psychologen verschiedener Richtungen seine wissenschaftliche Behandlung gefunden. Die Kinderpsychologie, die an unseren Universitäten gelehrt wird, hat sich mit dem merkwürdigen Phänomen beschäftigt, daß ein beträchtlicher Teil des Tages des heranwachsenden Kindes mit Spiel ausgefüllt ist, und es wurden verschiedene Ansätze zu seiner Erklärung unternommen. Wir wollen nun sehen, was die Psychoanalyse zur Frage des Kinderspieles auszusagen hat.

Wer die Literatur der Schulpsychologie zum Spielproblem mit den — mehr gelegentlichen — Publikationen der Psychoanalyse über diese Frage vergleicht, dem wird vor allem auffallen, daß es jedesmal eine andere Gruppe von Spielen ist, die das Hauptaugenmerk auf sich lenkt. In der Schulpsychologie werden vornehmlich die sozusagen offiziellen Spiele des Kindes betrachtet, Spiele, die typisch sind und von allen Kindern geübt werden. In der psychoanalytischen Literatur dagegen erregen andere Spiele das erhöhte Interesse, die mehr individuellen, an denen das Kind vielfach nur eine gewisse Zeit lang festhält. Es soll natürlich nicht gesagt sein, daß sich die Schulpsychologie nicht mit den individuellen oder die Psychoanalyse nicht mit den traditionellen typischen Spielen der Kinder befassen würde; aber es ist doch kaum verkennbar, daß der Hauptakzent einmal hier und einmal dort gelegen ist.

Die psychoanalytische Spieltheorie ist nun nicht so beschaffen, daß sie eine einzige Erklärung für das Phänomen „Spiel" zur Hand hätte, aus dem alle Spiele und alle dabei auftretenden Erscheinungen zu erklären wären. Es ist vielmehr hier so wie auch sonst in der Psychoanalyse, daß dasselbe Phänomen verschiedene Bedeutung haben kann, verschiedene Funktion erfüllen kann, im allgemeinen gar nicht aus einer einzigen erklärbar ist: mit einem Worte, wie man in der Psychoanalyse zu sagen pflegt, daß das Phänomen verschiedene Determinanten hat. Im folgenden soll auf die in der psychoanalytischen Spieltheorie wichtigste eingegangen werden, welche vor allem auch die für die Psychoanalyse charakteristische ist.

Zunächst kann über die Kinderspiele ausgesagt werden, daß sie ein vom Kind erlebtes Material verarbeiten. Dieses Material mag dann im Spiel vom Kind verschieden geformt werden, dem Vorgang der erlebten Wirklichkeit mag im Spiele eine andere Lösung gegeben werden, das Material ist doch jedenfalls aus dem Erleben geschöpft. So sehen wir das Kind z. B. als Mutter mit der Puppe spielen oder mit einem anderen Kind Vater und Mutter spielerisch darstellen, oder Lehrer und Schüler und dgl. mehr. Das zur Verarbeitung gelangte Material ist jeweils ein erlebtes Material,

also etwa die erlebte Situation zwischen Mutter und Kind, zwischen Vater und Mutter, zwischen Lehrer und Schüler usw. Nun ist unser erster Führer in der Betrachtung psychischer Phänomene das Lust-Unlust-Prinzip. Wir halten eine Erscheinung für verständlich, wenn wir sehen, daß durch sie eine Befriedigung des Luststrebens hergestellt wird. Das ist nun zweifellos im Kinderspiel häufig der Fall. Im Spiel mit der Puppe etwa wird die Befriedigung nicht verkannt werden dürfen, die in der Situation gelegen ist, selbst Mutter zu sein, wie überhaupt in vielen anderen Spielen die Befriedigung des Groß- und Erwachsen-sein-wollens. Und wenn das Kind einmal durch das Erlebnis die beglückende Situation eines Autoausfluges kennengelernt hat, oder wenn seine Phantasie durch Erzählungen davon angeregt wurde, und es sich jetzt einen solchen Autoausflug wünscht und in einem Spiele realisiert, so werden wir das ohne weiteres verständlich finden. Gewiß ist auch damit noch nicht erklärt, warum diese Wünsche gerade eine spielerische Verwirklichung finden, aber die Erscheinung wird damit jedenfalls in das uns ja auch sonst bekannte Gebiet der Phantasiebefriedigungen eingereiht und wenigstens das Inhaltliche an dem Phänomen wird verständlich. Mit diesen wenigen Hinweisen sollte gesagt werden, daß auch im Kinderspiel eine Fülle von Befriedigungen des Luststrebens nachweisbar ist, daß es sich sehr oft und vielleicht sogar immer in irgend einer Schicht oder Determinante um die Verwirklichung einer lustvollen Situation handelt, daß also sicherlich manches oder vieles im Kinderspiel unter das Lustprinzip fällt.

Nun aber beginnt hier eine Schwierigkeit. Denn so sicher es wohl einerseits ist, daß das Lustprinzip viele Situationen des kindlichen Spieles umfaßt, so wenig kann man sich der Erfahrung entziehen, daß das Kind außerordentlich häufig im Spiel Situationen herstellt oder doch von Situationen ausgeht, die im wirklichen Erleben unlustvoll gewesen sind. Hierfür ein einfaches Beispiel: Das Kind ist etwa zum Zahnarzt gebracht worden, es hat die Behandlung mit großer Angst erwartet und durch sie peinliche Schmerzen erfahren. Nach dem Lustprinzip müßten wir am ehesten erwarten, daß die höchst unangenehme Situation, nachdem sie nun endlich zum Glück vorüber ist, beiseite gelegt wird und daß das Kind sich nicht gerne mit ihr beschäftigt. Nach dem Lustprinzip sind wir also kaum darauf gefaßt, das Wiederkehren dieser Situation im Spiel zu erwarten. Tatsächlich geschieht das jedoch sehr häufig. Es mag also nun sein, daß das Kind am darauffolgenden Tage zu Hause Zahnarzt spielt und sich dazu vielleicht einer Puppe oder eines etwa vorhandenen jüngeren Geschwisterchens bedient. So wird häufig gerade eine sehr unlustvolle Situation zu einem Material oder doch zum Anknüpfungspunkt eines darauffolgenden Spieles, das dann in der Regel eine gewisse Weile andauert, um allmählich abzuklingen. Wenn wir uns also vom Lustprinzip führen ließen, zu dem wir aus vielen anderen Erscheinungen als dem im Seelenleben geltenden Prinzip Vertrauen haben, so sind wir nunmehr an einen Punkt gekommen, an dem dieses

Prinzip zu versagen scheint, und wir haben uns zu fragen, wie dieses Resultat zu verstehen ist.

Nicht ganz an dieser, aber an einer ähnlichen Stelle setzt eine Theorie von K. Bühler ein. Nach Bühler ist das Kinderspiel nicht aus einer Lustbefriedigung zu erklären. Es ist aber dennoch lustvoll und daher im Sinne dieser Bühlerschen Theorie mit einer anderen Art von Lust verbunden als der Befriedigungslust. Bühler spricht von der Funktionslust, d. h. von der Lust, die in der reinen Aktion ohne jede Rücksicht auf den Erfolg dieser Tätigkeit erlebt wird. Die Befriedigungslust stelle eine Lust am Erfolge einer Tätigkeit dar, die Funktionslust eine Freude an der Tätigkeit selbst. Das lebendigste Beispiel einer Funktionslust sei das Spiel des Kindes. Freude an all den Tätigkeiten und Funktionen, in deren Entwicklung das Kind begriffen ist, trete in ihm auf. Die spielerischen Tätigkeiten hätten durchgängig den teleologischen Sinn einer Vorübung künftiger Funktionen, wie das etwa auch schon früher von Philosophen, z. B. von Groos behauptet wurde[1]; die Funktionslust stelle aber die erlebnismäßige Erklärung dafür dar, daß eine solche Vorübung tätsächlich stattfindet.

Auf diese Theorie kann in dem Rahmen dieser Arbeit nicht erschöpfend eingegangen werden und es seien nur einige Hinweise gestattet. Die Tatsache einer vom Erfolg unabhängigen Freude am Tun von irgend etwas besteht ohne Zweifel. Bei solch einer Lust sind aber noch zwei Komponenten zu unterscheiden. Eine Komponente, die wieder als Befriedigungslust anzusprechen ist, wenn in der Tätigkeit selbst eine bestimmte Befriedigung gelegen ist (z. B. in der Tätigkeit des Elternspieles die Befriedigung, selbst groß und erwachsen und Vater oder Mutter zu sein) und eine zweite davon unabhängige Lustkomponente, die wohl erst die Funktionslust im eigentlichen Sinne darstellen würde. Die Existenz einer solchen Funktionslust mag durchaus eingeräumt werden, es besteht kein Grund, an ihr zu zweifeln, und sie mag insbesondere in den Perioden des Wachstums des Organismus, also in der Kindheit, eine Rolle spielen. Nichtsdestoweniger, obwohl die Existenz einer solchen Lustart einzuräumen ist, scheint uns die Funktions-

---

1) Ohne die teleologische Funktion der meisten Spiele als Vorübung in Abrede zu stellen, ist doch darauf hinzuweisen, daß es Spiele gibt, in denen keineswegs eine Vorübung erblickt werden kann, ja sogar solche, die deutlich nach rückwärts gewendet sind. Hieher gehört z. B. das Babyspiel. Es kommt manchmal vor, daß das Kind — etwa im dritten Lebensjahr — spielt, wieder ein kleines Baby zu sein, spielerisch Hilflosigkeit und Sprachunfähigkeit und dgl. agiert. Dieses Spiel ist gewiß nicht regelmäßig, aber doch auch wieder nicht ganz so selten, daß man darüber hinweggehen könnte. Es tritt z. B. gelegentlich nach der Geburt eines jüngeren Geschwisterchens auf. In diesem Falle ist der Sinn des Spieles deutlich eine Wunscherfüllung. Das Kind will der Vorteile wieder teilhaftig werden, die wirklich oder seines Erachtens nach das Neugeborene genießt. Das Spiel ist manchmal mit dem Auftreten von Enuresis verknüpft. Ohne auf das Detail einer solchen Erscheinung einzugehen, ist es für uns nur ein Beispiel dafür, daß nicht jedes Spiel notwendig eine Vorübung bedeuten muß.

lust nicht ausreichend, um die oben besprochenen Spiele zu erklären, deren Material unlustvolle Erlebnisse sind. Und zwar aus folgenden Gründen: Die Funktionslust ist eine rein formale Lust und ex definitione unabhängig vom Inhalt des Geschehens, an dem sie erlebt wird. Nun ist aber der Inhalt des Spieles doch offenbar nicht gleichgültig. Man sieht immer wieder, daß gerade gewisse Spiele plötzlich beim Kind auftreten und nach einer gewissen Zeit wieder verlassen werden. Es besteht kein Recht zu der Annahme, daß es gleichgültig und keiner weiteren Erklärung bedürftig sei, warum das Kind gerade jetzt gerade dieses Spiel spielt, warum also etwa, um auf unser Beispiel zurückzukommen, am Tage nach dem Erlebnis vom Zahnarzt, welches das Kind aus dem Gleichgewicht gebracht hat, nunmehr Zahnarzt gespielt wird und dieses Spiel z. B. vierzehn Tage lang festgehalten wird, um dann vielleicht nur noch sporadisch aufzutauchen und ganz zu verschwinden. Wenn dieses Spiel nur durch eine Formallust vollkommen erklärt wäre, so daß hier nichts mehr zu erklären übrig bliebe, so müßte auch ein Stoff durch den anderen, ein Spielinhalt durch den anderen vertauschbar sein. Es müßte also das Kind unseres Beispiels ebenso bereit sein, an Stelle des Zahnarztspiels irgend ein beliebiges anderes, dem Funktionsgehalt nach ähnliches zu spielen. Eine solche Vertauschbarkeit des Inhaltes liegt aber nicht vor, sondern es wird zu einem bestimmten Zeitpunkt ein bestimmtes Spiel vorgezogen. Der Inhalt ist nicht gleichgültig und er ist nicht vertauschbar. Darum genügt uns eine Formallust nicht, um die Erscheinungen eines offenbar auch inhaltlich bestimmten Phänomens restlos zu verstehen.

Die Spiele von dem erwähnten Typus haben zudem eine charakteristische Ablaufkurve, welche durch die Annahme der Funktionslust ebenfalls nicht erklärt wird. Das Kind spielt also etwa — um wieder beim Beispiel zu bleiben — einige Tage sehr viel und sehr gerne das Zahnarztspiel, dann kommt das Motiv immer seltener, immer affektärmer und verschwindet schließlich, kommt vielleicht gelegentlich wieder, aber auch dann im allgemeinen durch bestimmte Anlässe provoziert. Es macht also der Verlauf der Intensität und des Affektgehaltes des Spieles den Eindruck, als ob hier ein gewisser Affekt ablaufen würde oder besser, als ob ein Affektresiduum, das vom Erlebnis selbst zurückgeblieben ist, langsam assimiliert würde.

Das führt uns nun zur Freudschen Lehre vom Kinderspiel und dessen hauptsächlichster Funktion im Leben des Kindes hinüber. Ehe wir diese darstellen können, muß uns ein kleiner Exkurs in ein Kapitel der psychoanalytischen Theorie gestattet werden, die hier herangezogen wird. Es ist die Lehre vom Wiederholungszwang. Nach dieser theoretischen Abschweifung werden wir zum eigentlichen Thema der psychoanalytischen Lehre vom Kinderspiel zurückkehren.

Es gibt im Menschenleben Wiederholungen ganz verschiedener Art. Es kommt sehr häufig vor, daß ein Mensch dasselbe wiederholt tut, daß er dieselbe Situation immer wieder erlebt, und dergleichen mehr. Nicht

alle Wiederholungen, die es im Menschenleben gibt, fallen unter den psychoanalytischen Begriff des Wiederholungszwanges, sondern nur eine ganz bestimmte Gruppe unter ihnen. Wenn etwa jemand dieselbe Situation immer wieder herstellt, weil er eine Befriedigung sucht, die er niemals findet (Don-Juan-Typus), so liegen Wiederholungen vor, aber sie sind an und für sich nicht durch den Wiederholungszwang zu erklären, sondern durch das konstante Streben nach einem bestimmten Ziel und durch die Enttäuschung bei jedem einzelnen Versuch. Eine andere Art von Wiederholungen liegt etwa in dem ständig erneuten Ansetzen einer Tätigkeit bei einem schwer Gehemmten vor. Auch hier entsteht der Eindruck der Wiederholung, doch ist das Phänomen ebenfalls aus seiner psychischen Konstellation erklärbar und der Wiederholungszwang ist hier nicht heranzuziehen. So könnte man wahrscheinlich noch eine ganze Anzahl von Typen von Wiederholungen im Psychischen unterscheiden, von denen jeder seine Erklärung hat und die doch alle noch nichts mit einem ganz bestimmten Wiederholungsvorgang zu tun haben, den die Psychoanalyse als durch „Wiederholungszwang" zustandegekommen beschreibt.

Unter diesem eigentlichen Wiederholungszwang verstehen wir den nachfolgend beschriebenen Vorgang: Der Mensch hat ein bestimmtes Erlebnis gehabt, das schwieriger und größer gewesen ist, als daß er es sofort assimilieren könnte. Dieses unassimilierte oder nicht vollständig assimilierte Erlebnis lastet nun gleich einem Druck auf seiner seelischen Organisation und drängt dahin, neuerlich vorgenommen, neuerlich im Erlebnis reproduziert zu werden. Dieses Erlebnis hat zwei Seiten. Vom Es her gesehen, d. h. insoferne betrachtet, als der Mensch passiv ist und von Kräften in ihm gelebt wird, ist es ein Zwang, der auf ihn einwirkt und zur Reproduktion drängt. Zugleich hat dieser Vorgang aber auch eine aktive Seite; vom Ich her gesehen ist es zugleich ein Versuch des Ichs, durch die Erneuerung das Erlebnis nunmehr zu assimilieren und in seine Gewalt zu bekommen. Insoferne hat der Wiederholungszwang ein Janusgesicht. Einerseits ein Schicksal, dem wir unterworfen sind, und anderenteils ein aktiver Versuch, das Schicksal zu meistern. Der ganze Vorgang ist am ehesten — wenn so ein Gleichnis gestattet ist — mit dem Wiederkäuen mancher Tiere zu vergleichen. Der Bissen ist zu groß, um auf einmal verdaut zu werden, und die unverdaute Mahlzeit lastet jetzt im Magen. Sie muß wiedergekäut werden, um nunmehr verdaut werden zu können. Auch dieser Vorgang hat ja, wenn man es wagen wollte, den Vergleich soweit für tragfähig zu halten, zwei Seiten: Der Druck der unverdauten Mahlzeit ist gleichsam die Es-Komponente, die Komponente der Passivität, und das Verdauen durch den Akt des Wiederkäuens die Ich-Komponente bei dem ganzen Vorgang. Der Punkt, an dem uns unser Vergleich endgültig verläßt, ist nur der, daß ein Wiederkäuen ein oder wenige Male hier im Organischen ausreichend ist, während es im Wiederholungszwange ein sehr oft wiederholtes Wiederkäuen gibt, einmal mehr und einmal weniger oft, und in

manchen Fällen, wie wir sehen werden, kommt es trotz ständigen Wiederkäuens eigentlich niemals zur vollen Assimilation.

Die zwei Seiten des Wiederholungszwanges, sein Janusgesicht, lassen sich auch so ausdrücken, daß das Lebewesen in der Wiederholung von der Passivität zur Aktivität übergeht und auf diesem Wege die zunächst nur passiv empfangenen Lebenseindrücke psychisch bewältigt. In diesem Sinne hat Freud die Erscheinung des Wiederholungszwanges zu wiederholten Malen beschrieben. So heißt es z. B.: „Das Ich, welches das Trauma passiv erlebt hat, wiederholt nun aktiv eine abgeschwächte Reproduktion desselben, in der Hoffnung, deren Ablauf selbsttätig leiten zu können. Wir wissen, das Kind benimmt sich ebenso gegen alle ihm peinlichen Eindrücke, indem es sie im Spiel reproduziert; durch diese Art, von der Passivität zur Aktivität überzugehen, sucht es seine Lebenseindrücke psychisch zu bewältigen"[1]. Ganz identisch heißt es schon früher mit noch speziellerer Beziehung auf das Kinderspiel, auf die wir in unseren Ausführungen erst zurückkommen werden: „Man sieht, daß die Kinder alles im Spiel wiederholen, was ihnen im Leben großen Eindruck gemacht hat, daß sie dabei die Stärke des Eindruckes abreagieren und sich sozusagen zu Herren der Situation machen"[2]. Und schließlich ein drittes Zitat: „Das Verhältnis der Aktivität zur Passivität verdient hier unser besonderes Interesse. Es ist leicht zu beobachten, daß auf jedem Gebiet des seelischen Erlebens, nicht nur auf dem der Sexualität, ein passiv empfangener Eindruck beim Kind die Tendenz zu einer aktiven Reaktion hervorruft. Es versucht das selbst zu machen, was vorhin an oder mit ihm gemacht worden ist. Es ist das ein Stück der Bewältigungsarbeit an der Außenwelt, die ihm auferlegt ist, und kann selbst dazu führen, daß es sich um die Wiederholung solcher Eindrücke bemüht, die es wegen ihres peinlichen Inhalts zu vermeiden Anlaß hätte. Auch das Kinderspiel wird in den Dienst dieser Absicht gestellt, ein passives Erlebnis durch eine aktive Handlung zu ergänzen und es gleichsam auf diese Art aufzuheben. Wenn der Doktor dem sich sträubenden Kind den Mund geöffnet hat, um ihm in den Hals zu schauen, so wird nach seinem Fortgehen das Kind den Doktor spielen und die gewalttätige Prozedur an einem kleinen Geschwisterchen wiederholen, das ebenso hilflos gegen es ist, wie es selbst gegen den Doktor war. Eine Auflehnung gegen die Passivität und eine Bevorzugung der aktiven Rolle ist dabei unverkennbar. Nicht bei allen Kindern wird diese Schwenkung von der Passivität zur Aktivität gleich regelmäßig und energisch ausfallen, bei manchen mag sie ausbleiben"[3].

Die zitierten Stellen nehmen, wie erwähnt, schon ausdrücklich Bezug auf die Theorie des Kinderspieles, auf die wir erst eingehen werden. Hier

---

1) „Hemmung, Symptom und Angst". Ges. Schr. Bd. XI, S. 110

2) „Jenseits des Lustprinzips". Ges. Schr. Bd. VI, S. 202 f.

3) „Über die weibliche Sexualität". Int. Zeitschr. f. Psychoanalyse, XVII, 1931, S. 326.

handelte es sich bisher um die Klarstellung des psychologischen Vorganges bei jenen Erscheinungen, die die Psychoanalyse unter dem Begriff des Wiederholungszwanges beschreibt, und um die merkwürdige Doppelstellung des Wiederholungszwanges zwischen einem Druck a tergo und einem Assimilationsversuch des Ichs.

Alldem liegt eine Annahme über das Verhältnis des seelischen Organismus zur Außenwelt zugrunde. Die Psychoanalyse nimmt an, daß der seelische Organismus nur imstande ist, die Reize der Außenwelt in gewissen geringen Dosen aufzunehmen und zu assimilieren, wenn eine solche quantitative Ausdrucksweise zum Vergleich gestattet ist. Treffen die Reize der Außenwelt in zu großen Portionen in der Zeiteinheit auf das Lebewesen ein, so versagt diese Fähigkeit und der Mechanismus des Wiederholungszwanges tritt in seine Rechte. Das Unerledigte übt einen Druck aus und muß wiederholt vorgenommen, gleichsam nachträglich in kleine Portionen zerlegt werden.

Nach diesem Exkurs über die Theorie des Wiederholungszwanges sind wir auch vorbereitet, die psychoanalytische Lösung des früher besprochenen Problems beim Kinderspiel zu erörtern. In all den Fällen, in denen das Kinderspiel von Erlebnissen ausgeht, die nicht lustvoll gewesen sind, das Lustprinzip uns also nicht begreifen läßt, warum das Kind diese peinlichen Dinge nicht liegen läßt, sondern weiter mit ihnen beschäftigt ist, waren diese Erlebnisse, die es im Spiel verarbeitet, jedenfalls relativ zur augenblicklichen Tragfähigkeit des Kindes zu schwer. Das Erlebnis beim Zahnarzt in unserem Beispiel war eben ein Ansturm von mehr Erlebnissen in verhältnismäßig kurzer Zeit, als der kleine, noch nicht abgehärtete und außerordentlich plastische und reagible seelische Organismus des Kindes vertragen konnte. Die Assimilationsfähigkeit ist natürlich sehr vom Alter abhängig. Mit der Erstarkung des Ichs im Laufe des Lebens wächst die Fähigkeit, auch Schweres zu ertragen; schon stattgefundene schwere Erlebnisse wirken zugleich als Vorbereitung zum Erdulden künftiger (eine Art von Abhärtung). Mit zunehmender Erstarrung der Person wird die Schutzkruste gegen äußere Reize dichter und undurchlässiger (das letztere wird insbesondere im hohen Alter sehr deutlich, ist aber auch im Leben des Erwachsenen schon angedeutet) und mit der abnehmenden Plastizität sinkt die Empfänglichkeit und Reaktionsbereitschaft. Alle diese Umstände bewirken zusammen mit noch manchen anderen, daß das Kind ungleich häufiger als der Erwachsene vor Erlebnisse gestellt ist, die es nicht sofort assimilieren kann. Für den ins Leben erst hineinwachsenden seelischen Organismus, für den alles noch neu ist und manches zwar freudvoll anziehend, vieles aber schmerzvoll und bedrohlich, ist der übermäßige Reiz — das Trauma, wie man in gewissem Sinne sagen könnte — geradezu ein Normalerlebnis, während es im Leben des Erwachsenen doch den Ausnahmsfall bildet. Das ist wohl einer der Gründe, weshalb das spielerische Abreagieren des traumatischen Erlebens gerade in der Kindheit eine so große Rolle spielt. Daß

das Kind das Trauma nicht nur viel häufiger erlebt als der Erwachsene, sondern — eben weil es im Wachstum all seiner Kräfte begriffen ist — auch ungleich leichter in der Lage ist, es zu überwinden, ist freilich zum Glück auch wahr, gehört aber auf ein anderes Blatt. Es ändert nichts an der Tatsache, daß der traumatische Reiz in der Kindheit zur Regel gehört.

Das Spiel ist nun nach den Ergebnissen, zu denen die Psychoanalyse gekommen ist, ein solcher Vorgang im Sinne des Wiederholungszwanges, in dem das übermäßige Erlebnis in kleine Portionen zerlegt, wieder vorgenommen und spielerisch assimiliert wird. Wenn wir auf die Frage zurückgreifen, die der Ausgang unserer Überlegungen gewesen ist, warum unlustvolle Erlebnisse so oft das Material von Spielen bilden, die nunmehr auftauchen, so können wir sagen, diese Erlebnisse seien zwar unlustvoll, aber gleichzeitig auch zu schwer gewesen. Das Spiel aber mag man nunmehr als eine Methode bezeichnen, ein Erlebnis, das zu groß war, um sofort mit einem Schlage assimiliert zu werden, immer wieder vorzunehmen und gleichsam brockenweise zu assimilieren.

Damit rückt das Spiel ein in die Reihe der Assimilationsverfahren durch Wiederholung, deren es im Seelenleben noch andere gibt. Es hat damit auch nach der psychoanalytischen Lehre eine teleologische Funktion. Das ist aber nicht mehr so sehr die Funktion der Vorübung künftiger Tätigkeiten im erwachsenen Leben, sondern die Funktion der Assimilation der von der Außenwelt heranstürmenden Erregungsmengen, die zu stark oder zu rasch auf den Organismus einwirken, als daß dieser sofort mit ihnen fertig werden könnte.

Der Assimilationsprozeß im Spiel kann verschieden vor sich gehen und es lassen sich wahrscheinlich verschiedene Typen unterscheiden. Zunächst bedeutet schon die bloße Tatsache, daß das Kind eine passiv erlebte Situation im Spiel herstellt, einen Übergang von der Passivität zur Aktivität. In einer Gruppe von Spielen kommt noch dazu, daß das Kind die Rolle, die es in der Wirklichkeit gehabt hat, im Spiel vertauscht; war es in der Wirklichkeit der leidende Teil oder ein angstvoller Zuschauer, wird es oft im Spiel zum aktiven Teil, zum Helfer oder zum deus ex machina. In dieser Gruppe ist also die Wendung von der Passivität zur Aktivität noch durch die Rollenwahl betont; das Beispiel vom Zahnarzt gehört hieher. In einer anderen Gruppe wieder verändert das Kind im Spiel den Ausgang der erlebten Situation und gibt ihr eine andere Lösung. Es lassen sich vermutlich noch andere solche Typen des Assimilationsprozesses unterscheiden.

Es gibt, wie früher angedeutet, noch andere Assimilationsprozesse oder Assimilationsversuche nach dem Mechanismus des Wiederholungszwanges, die im Leben des Erwachsenen eine bedeutende Rolle spielen. Das einfachste Beispiel mag sein, wenn ein Erwachsener, der etwas zu Schweres erlebt hat, durch einige Zeit hindurch — manchmal auch dauernd — sich immer wieder im Gedanken mit dem Erlebnis beschäftigen oder immer

wieder davon sprechen muß. Auch dieser Vorgang steht unter der Herrschaft des Wiederholungszwanges, so wie wir ihn beschrieben haben. Der nicht assimilierte Einbruch der Realität in den seelischen Organismus wirkt störend wie ein Fremdkörper, das Unerledigte drängt und drückt, wieder vorgenommen zu werden, und das Ich versucht zugleich durch erneutes Vornehmen das Erlebnis zu assimilieren. Also auch hier wiederum das Janusgesicht des Wiederholungszwanges zwischen Es und Ich.

Auch die Trauer gehört zu den Assimilationsprozessen, unter der Herrschaft des Wiederholungszwanges. Der Verlust eines geliebten Wesens ist ein schmerzvolles Erlebnis. Im Momente des Verlustes gibt es nur Schmerz, noch nicht Trauer. Wir wissen von Freud, daß sich nunmehr ein allmählicher Lösungsprozeß von dem geliebten oder verlorenen Objekt unserer Sehnsucht vollzieht, der offenbar unter der Einwirkung der Realitätsprüfung zustande kommt, die uns immer wieder belehrt, daß das geliebte Objekt uns nicht mehr zur Verfügung steht. Trauer ist das Leid dieser Ablösungsarbeit. Diese vollzieht sich aber unter der Herrschaft des Wiederholungszwanges, das verlorene Objekt kehrt im Gedanken immer wieder, erneute Anfälle unbefriedigter Sehnsucht sind immer erneut schmerzvoll. Und in dieser sich ständig wiederholenden Wiederkehr des schmerzlichen Erlebens spielt sich zugleich beim Ablauf der normalen Trauer eine allmähliche Assimilation ab. Der Affekt klingt allmählich ab.

Ein anderes Beispiel für solche Prozesse bieten die Träume der Kriegs- und Unfallsneurotiker. Das furchtbare Erlebnis der Granatverschüttung oder des sonst erlebten Traumas, auf das die traumatische Neurose folgte, kehrt zu wiederholten Malen im Traume wieder. Auch das wäre vom Standpunkt des Lustprinzips aus nicht verständlich und kann aus der Wunscherfüllungstheorie des Traumes nicht erklärt werden. Der Vorgang ist eben derselbe, wie in den früheren Beispielen, er unterliegt dem Wiederholungszwang, das Trauma drängt, weil es nicht assimiliert wurde, zur Wiederkehr und das Ich versucht zugleich, sich des Erlebens zu bemächtigen.

Die Nachbarschaft des Kinderspieles zur traumatischen Neurose ist einem Kritiker suspekt erschienen. Die Deutung eines schwer pathologischen Phänomens, wie der Träume der Kriegsneurotiker, und einer so erfreulichen und lebenserfüllten Erscheinung wie des Kinderspieles aus einem und demselben Prinzip schien dieses Prinzip ad absurdum führen. Wir meinen, daß dieser Einwand nicht zu Recht besteht; gemeinsam ist beiden Fällen, daß es sich um Assimilationsversuche eines übermäßigen Geschehens handelt. Freilich unterscheiden sich beide Fälle andererseits außerordentlich, was den Erfolg des Prozesses anlangt, da in einem Falle die Assimilation mißlingt und trotz aller Wiederholungen nicht zustande kommt, während im anderen Falle eine verhältnismäßig befriedigende Assimilation des Geschehens erreicht wird.

Mit der Erkenntnis, daß das Spiel zu den unter dem Druck des Wieder-

holungszwanges stufenweise vor sich gehenden Assimilationen gehört, ist das Spiel wohl — zum wenigsten was diese eine, unseres Erachtens entscheidende Determinante betrifft — eingeordnet, aber es sind noch nicht alle Probleme gelöst. Denn es gibt ja noch andere solche Prozesse, wie wir an einigen Beispielen gesehen haben, und man darf fragen, was das Spiel unter ihnen auszeichnet. Auf den ersten Blick möchte man sagen, daß das Spiel etwas Glückhaftes und Unernstes an sich hat, was es von den anderen unterscheidet. Und vielleicht ist von hier aus auch die differentia specifica des Spieles in dieser ganzen Gruppe zu bestimmen. Das Spiel tritt wesentlich und mit Erfolg nur beim Kind auf, also in einer Periode des Wachstums, in der die Traumen des Lebens auf den steigenden Ast der Vitalitätskurve treffen. Das ist auch die Zeit einer außerordentlichen Plastizität des somatischen und psychischen Materiales. Es ist gewiß noch nicht möglich, diesen Zusammenhang mit wünschenswerter Klarstellung zu sehen, aber es scheint doch wohl kein Zufall zu sein, daß das spielerische Abreagieren in der Kindheit an die hohe Plastizität des Seelischen gebunden ist und anscheinend eine noch nicht durchstrukturierte seelische Substanz voraussetzt. Wenn diese Plastizität abgenommen hat, und wenn die Möglichkeiten eingeengt sind und einer reicher durchgebildeten Wirklichkeit Platz gemacht haben, wenn der weitgehend formlose seelische Organismus Struktur geworden ist, dann treten, so scheint es, andere weniger Erfolg verheißende Verfahren an die Stelle des Spieles. Ein anderes Specificum des Spieles, das sich schon heute präziser fassen läßt, knüpft an den Charakter des Unernsten an. Im Kinde sind die Grenzen zwischen Realität und Phantasie noch unscharf, die beiden Welten greifen gelegentlich ineinander über. Dieses entscheidende Merkmal der Welt des Kindes ist ja bekanntlich auch nicht-analytischen psychologischen Beobachtern von jeher aufgefallen und in der Psychologie zum Gegenstand eingehenden Studiums gemacht worden. Dieses Verschwimmen von Realität und Phantasie ist aber offenbar auch eine Voraussetzung dafür, daß ein spielerisches Abreagieren der Erlebnisse zustande kommen kann.

Die vorstehenden Erörterungen haben sich nicht die Aufgabe gestellt, das Phänomen des Kinderspieles überhaupt erschöpfend zu behandeln, auch nicht die Aufgabe, erschöpfend alles das darzustellen, was die Psychoanalyse zum Verständnis des Spieles beitragen kann. Wir haben nur die eine Seite besprochen, welche der Psychoanalyse als die für die Bedeutung des Spieles im kindlichen Leben wichtigste erscheint. Das enthält nun keineswegs die Behauptung, daß jedes Spiel ausnahmslos ein solcher Assimilationsprozeß sein müßte, oder daß diese Determinante für das Verständnis jedes einzelnen Spieles die entscheidende wäre. Die psychoanalytische Interpretation ist zu konkret, ist inhaltlich zu bestimmt, um für alles zu gelten; nur formale, verhältnismäßig inhaltsarme Aussagen haben in der Wissenschaft eine Chance, einen weiten Umkreis des Geschehens restlos zu umfassen.

Ein einfaches Beispiel für ein Spiel, das nicht unter diese Erklärung

fällt, ist etwa das spielerische Greifen nach allen Gegenständen, das im letzten Viertel des ersten Lebensjahres auftritt. Hier kann, wie uns scheint, ein Einwand erhoben werden: Daß die psychoanalytische Theorie des Spieles im Grunde genommen gar keine Theorie des Spieles sei, da sie nicht alle Spiele umfaßt[1]. Aber es mag fraglich erscheinen, ob alles, was wir Spiel nennen, wirklich ein einheitliches Gebilde darstellt. Die Bezeichnung „Spiel" ist von der Welt des Erwachsenen her gewählt, ähnlich wie die Bezeichnung „primitiv" von der Welt des Kulturmenschen her, und man mag in beiden Fällen fragen, ob damit auch durchgängig einheitliche Formen gekennzeichnet sind. Vielleicht ist wirklich nur ein formales Merkmal als das allen Elementen einer solchen Gruppe gemeinsame zu finden.

Der von uns beschriebene Mechanismus umfaßt, wie schon früher erwähnt, noch nicht einmal all das, was die Psychoanalyse zum Verständnis des Spieles auszusagen hat. Wir haben eingangs erwähnt, daß das Spiel sehr oft auch direkt Herstellung einer Befriedigungssituation ist, und daß es zudem noch andere Bedeutungsschichten haben mag, muß für niemanden ausdrücklich erwähnt werden, der die psychoanalytische Interpretation und die vielfache Bedeutung eines und desselben Aktes kennt. Daß natürlich ebenso auch von anderer psychologischer Seite stammende Beiträge zum Spielproblem durch den Beitrag der Psychoanalyse nicht umgestoßen oder entwertet werden, ist gewiß. Wir hatten im Rahmen dieser Abhandlung keine Veranlassung, uns mit diesen Lehren zu beschäftigen bis auf den einen oben diskutierten Gedanken Bühlers, der hier zu erörtern war, weil er nicht nur positiv als Beitrag zum Problem des Spieles, sondern auch negativ als Einwand gegen die psychoanalytische Deutung aufgetreten ist.

Es erübrigt sich für uns, schließlich noch zu zeigen, wie aus der Erkenntnis der Psychoanalyse praktische Anwendungen in der Pädagogik gewonnen werden können. Wenn es wahr ist, daß durch das Spiel ein Abreagieren traumatischer Erlebnisse zustandekommt, dann ist der Erzieher auch in der Lage, dem Kinde zu dieser Art von Abreagieren zu verhelfen. Wenn das Kind etwas sehr Unangenehmes, Erschütterndes oder Angsterregendes erlebt hat, so ist es dem Erzieher möglich, das Erlebnis mit dem Kind sofort zum Spiel zu machen, dabei etwa gelegentlich das Spiel mit anderem Ausgang oder mit anderer Rolle des Kindes ablaufen zu lassen und so dem Kind zur verhältnismäßig raschen Assimilation zu verhelfen.

---

1) Wir haben oben bemerkt, daß auch die so allgemeine These der Vorübung nicht für alle Spiele gilt.

# Kinderreigen

## Von Ernst Schneider, Stuttgart

### I

Im Jahre 1896 erschien das Buch von Heinrich Wolgast: „Das Elend unserer Jugendliteratur". Es griff kräftig in den Kampf gegen die „spezifische Jugendliteratur" und gegen die „Tendenzjugendschrift" ein und vertrat die Forderung, wie sie vorher auch von Herder, Herbart, Wackernagel u. A. ausgesprochen wurde, daß die Jugend kein besonders für sie geschriebenes Schrifttum brauche, und daß ein solches mit den gleichen Maßstäben zu beurteilen sei wie die Literatur überhaupt.

Die spezifische Jugendliteratur verdanken wir dem Philanthropinismus, jener pädagogischen Bewegung, die das durch Rousseau geweckte Interesse am Kind und dessen Erziehung in praktischen Versuchen pflegte. Der Begründer der Pädagogik der Philanthropen und deren Erziehungsanstalten, Joh. Bernh. Basedow, gab 1771 nach dem Vorbilde der moralischen Erzählungen der Madame de Beaumont sein „Kleines Buch für Kinder aller Stände" heraus. Das war der Stein, der eine Lawine auslöste. Zuerst trat Christian Felix Weisse mit seiner Massenproduktion auf den Plan. Seine Nachfolger zeichneten sich alle durch die gleiche Unerschöpflichkeit aus, und der Markt wurde fortgesetzt überschwemmt durch einen breiten seichten Strom von extra für die Jugend bearbeiteten Erzählungen, Romanen, Tagebüchern, Almanachen, Kinderzeitschriften mit moralischer, belehrender, religiöser Tendenz, hausbacken, romantisch, sentimental, schwungvoll-phrasenhaft, verlogen geschrieben, je nach der Einstellung des „Dichters" und je nach der Nachfrage nach den „Beispielen der Weisheit und Tugend", „Moral in Beispielen", „Sittenspiegel", „Backfischchens Leiden und Freuden", „Hersiliens Lebensmorgen oder Jugendgeschichte eines geprüften und frommen Mädchens", „Herzblättchens Zeitvertreib". Je nach der Zeit gehörte es zum guten Ton, den Kindern zu Weihnachten oder zum Geburtstag ein Buch von Weisse, Christoph von Schmid, Gustav Nieritz, Franz Hoffmann, Ferdinand Schmidt, Thekla von Gumpert, W. O. v. Horn, Clementine Helm usw. auf den Tisch zu legen. In dieser Literatur holten die Schulbuchfabrikanten ihre Stoffe und Vorbilder. Keiner der Verfasser von Kinderschriften hat es auf dem Gebiete der allgemeinen Literaturgeschichte zu irgend einer Bedeutung gebracht, und darin liegt ein vernichtendes Werturteil.

Die spezifische Jugendliteratur und ihr Ableger in der Schulliteratur sind ein Stück pädagogischer Infantilismus. Hierunter verstehen wir jene pädagogische Einstellung, bei der sich der Erzieher in den Zielen und Mitteln der Erziehung nicht von den im Zögling liegenden Aufgaben, sondern von meist verdrängten affektiven Bindungen an die eigene Kindheit leiten läßt.

## II

„Willst du für die Jugend schreiben, so schreibe nicht für die Jugend!" lautet das bekannte Paradoxon von Theodor Storm, das zum Leitmotiv zur Beurteilung der Jugendlektüre geworden ist. Was den Kindern in Jugendschrift und Schulbuch vorgesetzt werden soll, das muß allgemeines Literaturgut sein. Vor Jahren machte ich den Versuch, „rein literarische" Schulbücher herauszugeben. Aus der volkstümlichen Literatur und aus den Werken unserer besten Dichter wählte ich aus, was von den Kindern der betreffenden Altersstufe erfaßt werden kann. Die Bücher fanden bei den Kindern begeisterte Aufnahme. Während diese es sonst gewohnt waren, am Ende des Jahres das Schulbuch dem Feuerofen zu überantworten, wurde das neue Buch zur Erinnerung aufbewahrt. Die Eltern waren vielerorts gegenteiliger Ansicht. Jetzt wollen sie das Feuergericht vollziehen. So sagte eine Mutter zu ihrem Kinde: „Wenn du mir dieses Saubuch noch einmal mit nach Hause bringst, so werde ich es verbrennen und dich durchhauen." Besonders die Fibel wurde als Saubuch bezeichnet. In einer Gegend wurden sogar Hunderte von Unterschriften gegen die Einführung dieses unmoralischen Buches aufgebracht. In der Fibel habe ich den Versuch gemacht, die Forderung nach einem literarischen Werte mit der nach Kindertümlichkeit und elementarem Aufbau der Stoffe zu verbinden[1]. Ich wählte hierzu Kinderlieder, Kinderreigen und Märchen aus dem Volksmund. Als das Büchlein in einer Schulklasse ausprobiert wurde, war der Erfolg durchschlagend. Die Kinder lernten mit großer Freude und Anteilnahme an den Lesetexten mit Ausdruck und Rhythmus in viel kürzerer Zeit als bisher lesen. Als es sich später um eine obligatorische Einführung der Fibel handelte, mußte eine Reinigung des „Saubuches" vorgenommen werden. Dies konnte geschehen, ohne daß die pädagogischen oder literarischen Prinzipien irgendwie angetastet wurden. In Wegfall kamen in erster Linie die Kinderreigenlieder. Die waren also anstößig. Dabei handelte es sich um Reigen, die man allerorten auf den Straßen singen hören kann: Es kommt ein Herr mit einem Pantoffel — Es regnet auf der Brücke — Schöner blauer Fingerhut — Der Bauer ging ins Holz — Wer sitzt auf diesem hohen Turm — Macht auf das Tor — Wir wollen über die goldne Brücke gehen.

## III

Wie es eine spezifische Jugendliteratur gibt, so haben wir auch spezifische Kinderreigen. Hätte ich hier geschöpft, so hätte mein Buch die elterliche Kritik gewiß ausgehalten. Dagegen kann man auf dem Spielplatz beobachten, daß solche durch die Erziehung an die Kinder herangebrachten Reigen rasch wieder verschwinden und die überlieferten immer wieder ge-

1) Offizielle Ausgabe: „O, mir hei ne schöne Ring." Bern, Staatlicher Lehrmittelverlag. — Ursprüngliche Ausgabe (rein hochdeutsche Fassung): „Der bunte Vogel." Leipzig und Zürich, Verlag Grethlein.

spielt werden. Diese sind nicht für die Jugend gemacht, auch nicht von ihr erfunden worden. Es sind Erzeugnisse von Erwachsenen für Erwachsene, die dann von den Kindern übernommen wurden. Dabei unterlagen sie mannigfacher Bearbeitung. Es sind Abkömmlinge von Spielen und Gesängen der Erwachsenen, die an häuslichen und öffentlichen Festlichkeiten zur Darstellung gelangten.

Ein Blick in die Literatur[1] zeigt uns bald, daß solche Reigen vorherrschend sind, die irgendwie mit der Hochzeit, besonders mit der Brautwerbung in Beziehung stehen. Das legt vorerst die Vermutung nahe, daß sie hauptsächlich aus Hochzeitsspielen hervorgegangen sein dürften. Nun gibt es aber auch Volksfeste, die die Motive von Brautwahl, Brauttanz usw. spielerisch verwerten. Es sind vor allem jene Feste, die wir als Abkömmlinge alter Totemfeiern und Jünglingsweihen ansprechen müssen, die Mai-, Pfingst-, Johannis- und ähnlichen Feste. Bei diesen Feiern betätigt sich besonders die heiratsfähige Dorfjugend, die sich vielerorts in Form von Jugendbünden zusammentat. Zur Durchführung gehört ein Feuer, auf dem irgend ein „Dämon" verbrannt wird, der dann irgendwie seine Auferstehung feiert oder abgelöst wird durch den Maikönig, der sich seine Braut erwählt. Auch die anderen Jünglinge erwerben sich eine Braut, durch Versteigerung, durch das Los oder durch einen anderen Brauch[2]. Die Entwicklung wird sich so vollzogen haben, daß das, was einst kultische Handlung war, später, besonders nach der Einführung des Christentums, als Volksbrauch oder als Volksspiel weiter lebte. Hier sind die Hochzeits- und anderen Reigen entstanden, die von den Kindern zu ihren Spielen gemacht wurden.

Im folgenden wollen wir uns einige bekannte und verbreitete Kinderreigen ansehen. Dabei handelt es sich mehr um den Nachweis, daß es Spiele sind, die die Kinder von den Erwachsenen übernommen haben, als um folkloristische Ableitungen. Diese Aufgabe muß einem psychoanalytisch gebildeten Folkloristen vorbehalten werden.

1

Die Kinder stellen sich in eine Reihe und geben sich die Hände. Ein Kind, das einen fremden Herrn darstellt, steht einige Schritte entfernt der Reihe gegenüber und geht auf sie zu, singend:

*1. Es kommt ein Herr mit einem Pantoffel. Ade, ade, ade.*

Mit dem „Ade" geht es wieder an seinen Ausgangsort zurück. Darauf bewegt sich die ganze Reihe auf den „Herrn" zu und singt:

*2. Was will der Herr mit einem Pantoffel? Ade, ade, ade.*

---

1) Franz Magnus Böhm: „Deutsches Kinderlied und Kinderspiel." — Karl Simrock: „Das deutsche Kinderbuch." — Marie Kühn: „Macht auf das Tor, Alte deutsche Kinderlieder." — Gertrud Züricher: „Kinderlied und Kinderspiel im Kanton Bern."

2) Wilhelm Mannhardt: „Wald- und Feldkulte." Besonders Kap. V, Die Maibrautschaft.

Bei „Ade“ geht die Reihe wieder zurück und das Wechselgespräch geht so weiter:

*1. Ich will euer jüngstes Töchterlein. Ade, ade, ade.*
*2. Die jüngste Tochter geben wir nicht. Ade, ade, ade.*

*1. Ich will sie kochen und braten lehren. Ade, ade, ade.*
*2. Kochen und braten kann sie schon. Ade, ade, ade.*

*1. Ich will sie sticken und nähen lehren. Ade, ade, ade.*
*2. Sticken und nähen kann sie schon. Ade, ade, ade.*

*1. Ich will als Braut nach Haus sie führen. Ade, ade, ade.*
*2. So geben die jüngste Tochter wir. Ade, ade, ade.*

Jetzt nimmt der „Herr“ die „Braut“ mit sich, worauf die beiden wieder kommen und singen:

*Es kommen zwei Herren mit zwei Pantoffeln. Ade, ade, ade.*

So wird das Spiel weiter geführt, bis alle „Töchter“ vergeben sind. Dann schließt sich die Reihe zum Kreis und singt:

*Wir haben eine Braut, wir haben eine Braut,*
*die Hochzeit ist geschlossen.*

Hier werden deutlich Brautwerbung, Brautreifeprüfung und Heimführung der Braut dargestellt. Wie das Anstecken eines Ringes, so galt in früheren Zeiten auch das Überreichen des Brautschuhs (Pantoffel) an die Braut als Zeichen des Verlöbnisses. Wir werden da an alte Hochzeitsbräuche erinnert, die zum Teil heute noch bestehen: Da begibt sich etwa der Bräutigam in Begleitung des Brautführers vor das Haus der Braut. Der Brautführer klopft an die verschlossene Türe. Von innen heraus wird gefragt, wer da sei und was sie wollten. Es entspinnt sich eine längere Wechselrede, bis endlich die Türe geöffnet wird. Der Brautführer tritt ein, um die Braut abzufordern. Statt der Braut bringt er dem Bräutigam zuerst eine alte häßliche Jungfer heraus, die der erschrockene Bräutigam entsetzt zurückweist. Beim zweiten Male bringt er dem Brautführer ein altes Mütterlein, dann eine Strohpuppe. Der Spaß kann noch weiter getrieben werden, bis schließlich die richtige Braut gefunden wird[1].

In manchen Fassungen des Reigens wird ein Ort genannt, aus dem der Herr kommt: Es kommt ein Herr aus Ninive, aus Nonnefei, aus Linafei, aus Lünefeld, aus Liniensee, aus Oldenburg, aus Württemberg usw. In einigen Reigen sind noch die Drohungen des Brautführers erhalten, wenn er das Haus verschlossen findet. Hier ein Beispiel:

*1. Es kommt ein Herr mit einem Pantoffel. Ade, ade, ade.*
*2. Was will der Herr mit einem Pantoffel? Ade, ade, ade.*

*1. Der Vater hat den Brief geschrieben.*
*2. Was soll in diesem Brieflein stehn?*

*1. Die jüngste Tochter wollen wir haben.*
*2. Die jüngste Tochter geben wir nicht.*

*1. So schlagen wir die Fenster ein.*
*2. So schließen wir die Läden zu.*

---

1) Hoffmann: „Feste u. Bräuche des Schweizervolkes“, S. 35. — Bock: „Hochzeitsgebräuche in Hessen und Nassau.“ Zeitschr. d. Vereins f. Volkskunde, 1903, S. 292.

*1. So stecken wir das Haus in Brand.*
*2. So rufen wir den Richter an.*

*1. So jagen wir ihn aus dem Land.*
*2. So lese er sich eine aus.*

*1. Die Martha nehm ich bei der Hand*
*und führe sie nach Engelland.*

Wenn der „Herr“ gewählt hat, schließen die anderen Kinder einen Kreis um das Paar herum und singen:

*1. Wir haben eine Braut,*
*die Hochzeit ist beschlossen.*

In anderen Fassungen verspricht der Brautführer die jüngste Tochter mit dem römischen Kaiser, dem Kaiser von Rußland oder mit dem Kronprinzen zu verheiraten. Der gleiche Reigen wird auch als „Abholung ins Kloster“ gespielt.

*1. Was wollen Sie mit der Tochter tun?*
*2. Wir wollen sie in ein Kloster tun.*
*1. Was soll sie in dem Kloster tun?*
*2. Sie soll da Priorin werden.*
*1. Hier bringen wir unser jüngstes Kind.*

Die Tochter soll auch in das Kloster gebracht werden, um da kochen und braten zu lernen, d. h. zur Hausfrau ausgebildet zu werden. Da sie aber bereits alles kann, wird sie zur Braut erkoren.

Die Stelle vom Briefschreiben, die in einigen Fassungen vorkommt, dürfte aus einem alten Gesellschaftsspiele stammen, von dem Folkloristen wie Bolte (Zeitschrift für Volkskunde, 1894) und Singer (ib, 1903) die Reigen: „Es kommt ein Herr ...“ überhaupt herleiten. Sie bringen das Gesellschaftsspiel mit dem Kloster Nonnenwörth (Chiemsee) in Beziehung und sehen in den oben angeführten Orten, woher der „Herr“ kommt, Entstellungen dieses Namens. Die statt „Ade, ade, ade“ oft gehörten Kehrreime „Juchheißa vivilate“, „Kaiser vivilatus“, „Kaiser fipilatus“ u. ä. sollen Entstellungen von „Heißa jubilate“ sein. Eine im Jahre 1750 gedruckte Fassung jenes alten Gesellschaftsspiels lautet[1]:

Es stellen sich alle vorhandenen Mannspersonen in eine lange Reihe, und gegenüber die Frauenzimmer, doch daß die Zahl paar und paar ausmache, eben auf diese Art, wie man sich bey denen englischen Tänzen zu stellen pflegt. Unten quer vor stellet sich eine Mannsperson, so über die paarweise gegen einander stehende übrig sey, und dieser wird der weise Mann genannt. Die Frauenzimmer sind Nonnen und die Mannspersonen sind Mönche. Hierauf fangen die Nönngen alle zusammen also zu singen an:

*Hier kommen die kecken Nonnen daher,*
*Sera, sera, sancti nostri Domine!*

Hierauf fangen die gegenüberstehenden Mönche zu singen an:

*Was ist der Nonnen ihr Begehr,*
*Sera, sera, sancti nostri Domine!*

---

1) Böhme, a. a. O., 519.

Diesem antworten die Nonnen singend:

*Wir fragen nach dem weisen Mann,*
*Der uns das Petschaft zeigen kann.*
*Sera, sera, sancti nostri Domine!*

Die Mönche antworten hierauf:

*Der weise Mann, der ist nicht hier,*
*Er ist in seinem Schreib-Loschier.*
*Sera, sera, sancti nostri Domine!*

Die Nonnen antworten abermals:

*Wir fragen nach dem weisen Mann,*
*Der uns den Brief recht lesen kann.*
*Sera, sera, sancti nostri Domine!*

Nun fängt der weise Mann unten quer vor an:

*In diesem Briefe steht geschrieben:*
*Ein jeder soll sein Nönngen lieben.*
*Sera, sera, sera, sancti nostri Domine!*

Hierauf nimmt ein jeder Mönch sein gegenüberstehendes Nönngen, küsst sie, geht mit ihr nach dem weisen Mann zu und singt:

*Wir wünschen der Braut ein neues Jahr,*
*Was wir wünschen, das werde wahr.*
*Sera, sera, sera, sancti nostri Domine!*

Mit der Herleitung der besprochenen Kinderreigen aus dem Gesellschaftsspiel wird unsere These, daß die Kinderreigen von den Erwachsenen übernommen worden seien, bestätigt. Immerhin scheint mir, daß der Reigen vom Pantoffel unabhängig von diesem Gesellschaftsspiel entstanden sein dürfte, ja daß dieses nach ihm gebildet wurde, worauf dann wieder Bruchstücke daraus von den Kindern übernommen wurden, wie die Stelle vom Briefschreiben. Der Charakter des Reigens ist der einer Brautwerbung. Der Pantoffel, die Brautprüfung, die Drohungen weisen eher auf ein altes Hochzeitsspiel hin als auf ein „verliebtes Spiel von Mönchen und Nonnen".

2

Ein alter, heute kaum mehr vorkommender Brauch ist die Brautschau. Die Mütter begeben sich mit ihren heiratsfähigen Töchtern an einem bestimmten Tage an den Ort der Brautschau. Die jungen Männer kommen und wählen sich ihre Braut aus. Es ist möglich, daß dieser Brauch ursprünglich ein Bestandteil von Volksfesten war, später in Form eines Spiels weitergeführt wurde. Daß dann ein solches von den Kindern übernommen wurde, dürfte aus folgenden Reigen hervorgehen:

Die Kinder schließen einen Kreis und bewegen sich singend:

1. *Woll'n die weisen Frauen fragen,*
   *ob sie keine Töchter haben.*
2. *Nehmen Sie, nehmen Sie,*
   *Welche wollen Sie haben?*

Ein in der Mitte stehendes Kind wählt nun, indem es bei den folgenden Worten

bei jedem Takt ein Kind der Reihe nach berührt. Das auf den letzten Takt fallende ist das Gewählte und hat nun in den Kreis zu treten:

*1. Diese, diese will ich nicht,*
*diese, diese mag ich nicht*
*diese will ich haben.*

Im folgenden Reigen mit derselben Spielanordnung (Kreis, Brautwerber in der Mitte) ist das Motiv der Brautwahl deutlicher:

*1. Schwarzer König, weißer König,*
*tu nur nicht so prahlen,*
*schau dich um und schau dich an,*
*welche willst du haben?*

*2. Es ist das schöne Annelein,*
*sitzt auf seinem Knieelein,*
*gibt ihm einen sanften Kuß,*
*daß man drüber lachen muß.*

Im folgenden Spiel steht die Mutter in der Mitte des Kreises. Die Töchter sitzen um sie herum.

*Mutter:* *Ich habe der lieben Kinder so viele,*
*ich weiß nicht, wie ich sie nähren soll,*
*ich denke so oft und so viel daran,*
*wie ich sie alle verheiraten soll.*
*Stehe stille, meine Tochter, ich rede zu dir!*

*Tochter:* *Herzliebste Mutter, was befehlen Sie mir?*

*Mutter:* *Sie sagen, du seiest von Herzen verliebt,*
*drum küsse den Knaben, der neben dir steht.*

Noch eine Brautwerbung, bei der die Mutter mit den Töchtern den Freier erwartet. Die Spielform gleicht dem Reigen vom Manne mit dem Pantoffel:

*Brautwerber:* *Ich bin daher geritten*
*mit einem Gäulchen — Schlitten,*
*ich möchte die Frau bitten*
*um ihre allerliebste Tochter.*

*Mutter:* *Ich gebe meine allerschönste Tochter nicht aus dem Haus!*
*Der Zopf ist noch nicht geflochten,*
*der Rock ist noch nicht aus dem Schneiderhaus,*
*ich gebe meine allerschönste Tochter nicht aus dem Haus!*

Hierauf spricht der Herr „Adje!“ und will gehen. Da ruft die

*Mutter:* *Bleiben Sie nur da,*
*der Zopf ist geflochten,*
*der Rock ist aus dem Schneiderhaus,*
*ich gebe meine allerschönste Tochter aus dem Haus.*

3

Zu den Hochzeitsgebräuchen gehört auch, daß die Braut versteckt wird und der Bräutigam sie suchen muß. Dieses Motiv kommt im Reigen vom „Schatz suchen“ in mancherlei Fassungen vor. Die einfachste dürfte die folgende sein:

Die Kinder bilden einen Kreis. Eines steht draußen und klopft. Ein anderes, das innerhalb des Kreises steht, fragt:

*Wer steht draußen vor der Tür*
*und klopft leise an?*

Das eingetretene Kind spricht:

*Ich komme herein und suche meinen Schatz,*
*ist er hier?*

Bei den folgenden Worten wird am Ring abgezählt. Dasjenige Kind, auf welches das letzte Wort fällt, muß das Spiel wieder von vorne beginnen.

*Du bist schön, du bist schön,*
*du bist die Allerschönste.*

Eine andere Fassung:

*Jammer, Jammer über Jammer,*
*hab verloren meinen Schatz,*
*ich will gehen, ich will sehen,*
*ob er wohl darinnen ist.*
*Machet auf die hohe Pforte,*
*ob er wohl darinnen ist.*

*Du bist mein lieber Schatz,*
*den ich geliebet hab,*
*falle dir zu Füßen,*
*gebe dir jetzt Küsse,*
*valeri, valeri,*
*morgen soll die Hochzeit sein.*

Oder:

Stimme im Kreis:

*Wer steht denn draußen vor der Tür*
*und tut so laut anklopfen?*

Der Draußenstehende singt:

*Ich bin der Fürst, ich steh dafür,*
*ich hab darin zu suchen,*
*ich hab verloren meinen Schatz*
*auf diesem Platz, auf diesem Platz,*
*macht auf, macht auf den Garten!*

Der Suchende wird eingelassen und singt nun:

*Hier find ich meinen lieben Schatz,*
*in den ich mich verliebte,*
*ich will ihn lieben für und für*
*und will ihn nie betrüben.*
*Hier hast du meine rechte Hand*
*und einen Kuß zum Unterpfand,*
*macht auf, macht auf den Garten.*

Der Kreis wird geöffnet, das Paar tritt hinaus. Das Spiel wird nun von der Hinausgeführten wieder begonnen.

Ein ähnlicher Reigen wird am Johannistage im Erzgebirge beim Umtanzen des Johannisbaumes gesungen. Es ist wahrscheinlich, daß das Verstecken und Suchen des Schatzes aus einer Todes- und Auferstehungs zeremonie hervorgegangen ist, wie sie zu den Totemfesten und Pubertäts riten gehörte[1]. Todes- und Wiederbelebungs- (Auferstehungs-) Zeremonien sind in den Mai- und ähnlichen Festen vielfach erhalten geblieben. In

1) Freud: „Totem und Tabu." — Alfred Winterstein: „Der Ursprung der Tragödie." — Reik: „Probleme der Religionspsychologie."

der Gruppe der Kinderreigen vom „blauen Stein" ist das Schatzsuchen mit dem Kirchhof verbunden. Hier ein Beispiel:

*Da oben auf dem Kirchhof,*
*da steht ein blauer Stein*
*viderallala . . . . .*
*Und wer den Schatz verloren hat,*
*der nimmt zwei für ein'n.*
*Ich geb ihm eine Hand*
*zur Freundschaft und zum Pfand.*
*Ich nehm mein Hütlein ab*
*und sag ihm guten Tag.*
*Ich geb ihm einen Kuß,*
*weil ich Abschied nehmen muß.*
*Ich nehme von ihm Abschied,*
*das tut mir herzlich leid.*

Eine Gruppe ähnlicher Reigen beginnt folgendermaßen:

*Hier ist Gras und da ist Gras*
*unter meinen Füßen.*
*Ich hab verloren meinen Schatz,*
*wo soll ich ihn suchen?*

Hiezu meint Singer (a. a. O. S. 177): „Der Sinn ist hier etwas verdunkelt, aber aus den englischen verwandten Spielen erfahren wir, daß das ‚grüne Gras' das eines frischen Grabes auf dem Kirchhof ist. Denn dort wird der Anfang des Textes des einen Spieles, der beginnt ‚A dish, a dish, a green grass' im schottischen Tiefland noch wirklich bei der Einsegnung von Leichen gesungen."

Von da dürfte es eine Verbindung geben zu jenen mitgeteilten Reigen, die beginnen: „Jammer, Jammer über Jammer" oder „Trauer, Trauer über Trauer, hab verloren meinen Schatz." Der Garten oder der Rosengarten, wo er gesucht wird, dürfte dann der Friedhof sein. Es gibt einstige Friedhöfe, die noch heute den Namen Rosengarten tragen.

4

Gerne gespielt wird der Reigen vom „blauen Fingerhut". Digitalis ist aber rot. Gemeint ist wohl die Campanula, die Glockenblume. Die betreffenden Reigen enthalten Anspielungen auf Brautwahl, Brautkranz und Brauttanz.

In der Mitte des singenden Kreises steht ein Kind, das die Befehle ausführt und zuletzt ein anderes Kind wählt, das dann in den Kreis treten muß.

*Blauer, blauer Fingerhut,*
*steht den Mädchen gar zu gut,*
*Mädchen, du mußt tanzen*
*in dem Jungfernkranze.*
*Dreimal, dreimal um sich sehn*
*und sich eine(n) wählen.*

In anderen Fassungen heißt die zweite Zeile: „Mädchen, dir gehts gar so gut" oder: „macht das ganze Leben gut" oder: „hast das ganze Erdengut" oder: „hätten wir Geld, das wäre gut." Die Aufforderung, sich dreimal umzusehen, wird zu „Jungfrau, du mußt stille stehn und dich dreimal rund umdrehn" oder „Jungfrau, sie muß stille stehn, bis wir dreimal um sie gehn".

In manchen Reigen kommt die Aufforderung vor, sich zu Füßen oder auf die Knie des Partners zu setzen, um den Brautkuß zu empfangen. Im „blauen Fingerhut" finden wir dieses Motiv sehr verstümmelt und zum Teil auf ein „Schäflein" überschoben. Da heißt es etwa:

*Schäflein, Schäflein, knie dich vor unsern Füßen,*
*daß ich dir verzeihen muß,*
*einen Kuß zu kriegen.*

oder: *Schäflein, Schäflein, knie dich,*
*knie zu meinen Füßen,*
*daß ich dir verzeihen muß,*
*einen mußt du küssen.*
*Du bist der Schönste, der Schönste,*
*und du bist der Allerschönste.*

Dabei wird abgezählt, und auf wen der letzte Takt fällt, der wird geküßt. In einer Fassung fahren die Kinder nach der Brautwahl fort:

*Morgen soll die Hochzeit sein,*
*zweitens in der Kirchen,*
*drittens in dem Kämmerlein,*
*wo die alten Weiber sein.*

5

Weit verbreitet und viel gespielt ist der Reigen „Durchs Tor gehen". Die Kinder stellen sich paarweise hintereinander auf. Jedes Paar bildet mit erhobenen Armen ein Tor. Das hinterste fängt an, durch alle diese Tore hindurchzuziehen, die anderen folgen, vorne angekommen stellen sie sich wieder zum Tore auf. Dabei wird gesungen:

*Macht auf das Tor, macht auf das Tor,*
*es kommt ein goldner Wagen!*

*Wer sitzt darin, wer sitzt darin?*
*Ein Mann mit goldnen Haaren.*

*Was will er denn, was will er denn?*
*Er will Mariechen (oder die Tochter) holen.*

*Was hat sie denn, was hat sie denn?*
*Sie hat sein Herz gestohlen.*

In Varianten sitzt ein „Mann mit roten Haaren" oder „ein Mann mit rotem Kragen" im Wagen. Dabei ist das Holen anders begründet:

*Was tat sie denn, was tat sie denn?*
*Sie hat ja was gestohlen.*

*Was ist es denn, was ist es denn?*
*Es ist ein Korb mit Kohlen.*

Wie kommt an die Stelle des Herzens ein Korb mit Kohlen? Wenn es die Kohlen sind, die so heiß brennen wie heimliche Liebe, so begreifen

wir den Ersatz. Fassen wir den Korb als weibliches Symbol auf, so würden wir übersetzen können: Sie hat sich an ihm entzündet. Der rote Mann oder der Mann mit dem roten Kragen bezieht sich auf den Teufel. Von hier aus könnte ein Sinn gefunden werden, der etwa so lautet: Der Teufel kommt die Tochter holen, weil sie gestohlen hat, und zwar ihm, Kohlen aus der Hölle. Wie bringen wir aber diese Deutung mit der Brautwerbung des Reigens zusammen? Den Teufel als Brautwerber finden wir im Hexenglauben. Er könnte also im Reigen den Mann in seiner Sexualbedeutung verkörpern. In den Träumen finden wir den Mann mit roten Haaren oder mit rotem Kragen als Phallus und die Symbolik des durchs Torgehens in der Bedeutung des Sexualverkehrs. Wenn wir da richtig sehen, so dürften wir den angeführten Reigen als Abkömmling eines Hochzeitsspiels ansprechen, bei dem auf die „Hochzeitsnacht" angespielt wird. Solche Polterabendscherze gibt es auch heute noch. Wir denken aber auch an die Fruchtbarkeitszeremonien der alten Kulte, wie sie sich in Mai- und verwandten Festen in oft geradezu obszönen Formen noch erhalten haben, in Maifesten, wo auch der Maikönig gefahren kommt, um seine Königin abzuholen.

6

Sehr verbreitet, in mancherlei Fassungen vorhanden, ist das „Kettenspiel".

Die Kinder drehen sich singend im Kreise und fordern ein Kind nach dem anderen auf, sich umzudrehen. Stehen alle Kinder mit dem Gesicht nach außen, so erfolgt die Umkehrung wieder mit dem Gesicht nach innen.

Eine einfache Form des Reigenliedes ist folgende:

*Ringel, Ringel Rosenkranz!*
*Wir treten auf die Kette,*
*daß die Kette klingen soll.*
*Klar, klar wie ein Haar,*
*hat gesponnen sieben Jahr,*
*sieben Jahr sind um, Jungfer Anna dreht sich um!*
*(Liebes Hannchen dreh dich um!)*

So unverständlich dies ist, so dürfte sich der ursprüngliche Hochzeitsreigen in den sieben Jahren verraten, während denen die Tochter gesponnen und sich auf die Ehe vorbereitet hat. In früheren Zeiten gehörte das Spinnenkönnen zur ersten Forderung an eine gute Hausfrau. Die meisten Reigen geben aber für das Umdrehen eine Begründung, indem sie etwa weiterfahren:

*Wie sie sich hat umgedreht*
*hat ihr Liebster 'nen Kranz beschert*
*von blauer, blauer Seide,*
*der Kerl ist nicht gescheite.*

Oder: *Frieda hat sich umgedreht,*
*hat sein' Schatz ein' Kuß verehrt,*
*pfui schäme dich, pfui schäme dich*
*du ungezognes Kind.*

Oder: *Weil sie sich hat umgedreht,*
*hat ihr Schatz ihr 'nen Kranz verehrt*
*und eine goldne Kette.*

Den Rosenkranz des Liedes verstehen wir nun als Brautkranz. Was bedeutet das „klar, klar wie ein Haar"? Daß sich das auf das Spinnen beziehen muß, sagt uns folgender Text:

*Rohe, rohe Seide,*
*spinnt ein Fädchen Weide*
*so klar wie ein Haar,*
*hat gesponnen sieben Jahr,*
*sieben Jahr sind um,*
*Jungfer N. N. dreht sich um.*
*Wie sie sich hat umgedreht,*
*hat ihr Liebster 'nen Kranz beschert*
*von lauter grünen Blättern,*
*ei, wird der Bräutigam lachen,*
*wenn N. N. wird Hochzeit machen.*

„Klar" hat die Bedeutung von „fein". Das sagt uns eine schweizer-(bern-) deutsche Fassung, wo für „fein" der Mundartausdruck „rein" gebraucht wird:

*Reins, reins Fädeli,*
*gespunne, gespunne,*
*rein, rein, wie nes Haar,*
*siebe Jahr sind um,*
*Jungfer Roseli chert sich um.*

In einzelnen Reigen wurde das „gesponnen" durch ein „gesungen" ersetzt. Dazu wurde dann ein Vogel eingeführt. Hier ein Beispiel:

*Wir traten auf die Kette,*
*daß die Kette klang,*
*es war ein schöner Vogel,*
*der so lieblich sang,*
*er sang so klar*
*wie ein Haar,*
*hat gesungen sieben Jahr,*
*sieben Jahr sind um,*
*Fräulein Lieschen dreht sich um.*

Wir verstehen bis jetzt den Reigen so: Die Tochter, die so fein wie ein Haar spinnen gelernt hat und ehereif geworden ist, wird im Brautkranz vom Bräutigam abgeholt. Was soll nun aber die Kette, auf die getreten wird, daß sie klingen soll? Das „klingen" hieß wohl ursprünglich „springen", wie aus dem folgenden Text hervorgeht, der beide Bezeichnungen in Beziehung setzt:

*Spreng sie auf, die Kette, daß sie klingt,*
*welches ist die schönste in dem Ring?*
*Schönster Prinz komm herein,*
*laß mich deine Dame sein!*

Mit dem Kettensprengen kommen wir auf weitverbreitete, heute noch erhaltene Hochzeitsbräuche. Wenn das Hochzeitspaar zur Kirche geht oder von der Kirche kommt, so wird von den heiratsfähigen jungen Leuten des Dorfes eine Kette über den Weg gespannt, oder sie bilden selbst eine

Kette und stellen sich über die Straße oder kreisen das Paar ein. Der Bräutigam kann dann die Kette durch eine Geldspende sprengen. Es ist dies offenkundig ein Lösegeld, durch das die jungen Leute veranlaßt werden, ihr Anrecht auf das Mädchen aufzugeben. Damit wird für den Bräutigam der Weg frei zur Frau. Das Kettensprengen dürfte somit auch eine sexualsymbolische Bedeutung haben, wie das besonders aus folgendem Brauch spricht[1]: Der Bräutigam findet für sich und sein Gefolge den Zugang zum Hause der Braut, wo gewöhnlich die Hochzeitsfeierlichkeiten stattfinden, versperrt. Das Hindernis bildet eine mit Stroh umwickelte Kette, die an einer Stelle eine verdeckte Öffnung hat. Der Bräutigam muß dann zuerst drei Rätsel lösen, die ihm jemand aus dem Haus zuruft, oder bestimmte Reime sprechen. Dann darf er mit einem alten Säbel solange auf die Kette schlagen, bis er den Strohschluß trifft und ungehindert ins Haus treten kann. Bei den Rätseln denken wir an die Rätsel der Sphinx, durch deren Lösung sich Ödipus den Weg zur Mutterkönigin frei macht, oder weiter an das Motiv der Kästchenwahl, wie wir es aus Shakespeares Kaufmann von Venedig kennen, oder an die drei Aufgaben in Märchen und Sage, die der Brautwerber vollbringen muß.

Es ist möglich, daß die „sieben Jahre“ des Reigens ursprünglich zu Todes- und Wiedergeburtszeremonien gehört haben. Die Zahl sieben wird von den Folkloristen auf die sieben Wintermonate bezogen, während denen die Fruchtbarkeitsgöttin oder der Fruchtbarkeitsdämon in der Unterwelt weilten oder schliefen, bis der Frühling sie zur Auferstehung brachte. Im Siebenmonatskind des Mythos (Dionysos) bezieht sich die Zahl sieben auf das Verweilen im Mutterleib, was ja auch bei den Fruchtbarkeitszeremonien der Fall sein dürfte. Im Märchen von Dornröschen ist das Todes- und Wiedergeburtsmotiv mit dem Spinnen verknüpft, wie in unsern Reigen das Spinnen mit der Siebenzahl zusammensteht.

Hier füge ich die Übersetzung eines englischen Reigens an, den Singer (a. a. O.) bringt: „Grüner Sand, grüner Sand, dein Gras ist so grün. Die schönste Jungfrau, die jemals lebte, haben wir gewaschen, getrocknet und in Seide gewickelt und ihren Namen mit Feder und Tinte niedergeschrieben. Die schöne Anna, dein Treulieb, ist tot, und sie schreibt dir einen Brief, du sollst deinen Kopf herumdrehen.“ — Mit dem „grünen Gras“ stehen wir wieder auf dem Friedhof, wie beim „Schatzsuchen“. Mit dem Tod wird hier auch das Umkehren im Reigen in Beziehung gebracht. In England soll das Herumdrehen der Leidtragenden als Begräbnisbrauch vorkommen, sagt Singer. Umkehr mit Blick ins Leben?

## 7

In Sagen und Märchen finden wir den Weg, der zur Frau führt, oft in anderer Weise versperrt als durch die Kette. In Wagners Sigfried muß der Held die Waberlohe durchschreiten. Vorher zerschlägt er mit seinem

1) **Wrede: „Rheinische Volkskunde“, S. 128.**

Schwerte dasjenige des Wächters Wotan. Dornröschen wird im Schloßturm von der Dornenhecke umgeben. Oft wird die Königstochter in den Turm oder in ein Schloß mit einer festen Mauer gesperrt, um sie vor den Freiern zu verstecken oder zur Bestrafung für den Ungehorsam, weil die Königstochter den Prinzen ausschlägt, den ihr der Vater zugeführt hat. Es sind Sagen, die die verbotene Liebe des Vaters zu der Tochter verarbeiten und die dahin gehen, die Freier fernzuhalten[1]. In diesen Zusammenhang können wir jedenfalls den Reigen vom eingemauerten Königstöchterlein stellen. Er ist allgemein verbreitet und kommt in verschiedenen Fassungen vor.

Ein Mädchen zieht den Rock über den Kopf. Die Spielenden stehen um sie herum und halten mit den Händen den Rock. Ein einzelnes Kind geht um den Kreis und fragt:

*Ringel, Ringel, Tale ringen,*
*wer sitzt in diesem Turme drinnen?*

Das Mädchen antwortet:

*Königs, Königs Töchterlein.*

Die Herumgehende:

*Darf man sie auch anschauen?*

Mädchen:

*Nein, der Turm ist gar zu hoch,*
*du mußt einen Stein abbauen.*

Es schlägt auf eine der Hände. Diese läßt den Rock fallen. Nun fragt es von Neuem. Sind alle „Steine“ herunter, so muß den davoneilenden Mitspielern das Königstöchterlein nachlaufen. Wen es erhascht, der muß in den Turm.

Eine andere Fassung:

1. *Wer sitzt auf diesem hohen Turm?*
2. *Es ist ein schwarzbraunes Mägdlein.*
1. *Kann ich sie wohl zu sehn bekommen?*
2. *Ach nein, ach nein, das geht nicht an,*
*es sitzt eine feste Mauer dran.*
1. *Die Mauer will ich zerbrechen,*
*die Steine will ich zerstechen,*
*einen Stein geben Sie mir,*
*Jungfer Berta, folgen Sie mir!*

Oder:
1. *Ring, Ring, Tale Ring,*
*wer sitzt denn hier in diesem Ding.*
2. *Eine kleine Königin*
*ward so fest gemauert.*
1. *Die Mauer wollen wir stechen,*
*die Steine wollen wir brechen,*
*Hand weg! Hand weg!*

Oder:
1. *Kling klang Gloria,*
*wer sitzt in diesem Doria?*
2. *Eine kleine Königstochter,*
*die man nicht zu sehen kriegt.*

---

1) Rank: „Das Inzestmotiv in Sage und Dichtung.“

*1. Steine wollen wir brechen,*
*morgen wollen wir stechen,*
*Hänschen mit dem roten Rock,*
*faß mich hinten an meinem Rock.*

Oder: *1. Ringel, ringel Dornau,*
*wer sitzt in diesem Dornau?*

*2. Da sitzt 'ne schöne Jungfer drin,*
*man kann sie nicht zu sehen kriegen.*

*1. Das schadt nicht,*
*das batt nicht,*
*da kommt der rote Fuhrmann,*
*schöne Jungfer faß mich an.*

Die Verbindung mit dem Motiv vom Spinnen bringt folgende Fassung:

*1. Sitzt 'ne Frau im Häusle,*
*spinnt so zarte Seide,*
*zart, zart wie ein Haar,*
*hat gesponnen sieben Jahr.*

*2. Kann man sie auch sehen?*

*1. Nein, nein, der Turm ist viel zu hoch,*
*man muß einen Stein abhauen.*

Otto Rank bringt in seinem Aufsatz „Um Städte werben"[1] eine Reihe von literarischen Beispielen aus verschiedenen Zeiten, die eine befestigte Stadt oder eine Festung als eine unberührte Tochter, den Belagerer als Brautwerber und die Eroberung als Liebeserwerb, Defloration, Vergewaltigung betrachten. Als Beispiel nur ein Stück aus einem Liede, das die Werbung des Prinzen Heinrich von Oranien um die Stadt Hertzogenpusch schildert:

*So will ich lieblich tanzen*
*vor der schönen Liebsten Tür,*
*und du sollst alsbald die Schanzen*
*deiner Treu ergeben mir.*

In einem Hochzeitslied aus dem Hohelied Salomonis singt die „Königin" am Tag nach der Hochzeit:

*Da ich noch klein war*
*und ohne Brüste,*
*rieten die Brüder:*
*„Wenn sie erst groß wird,*
*wenn Freier kommen,*
*so solls dann gelten:*
*Ist ihre Liebe Mauer gewesen,*
*wollen wir silberne Türme stiften.*
*Ist ihre Liebe Türe gewesen,*
*stecken wir sie hinter cederne Bohlen!"*
*O, meine Brüder!*
*Mauer ist meine Liebe gewesen*
*und meine Brüste sind Türme geworden,*
*nun aber hat sich die Festung ergeben!*

1) „Psychoanalytische Beiträge zur Mythenforschung", 1919.

Zu den Spielen bei den Maifesten gehörte früher in den Kantonen Waadt und Freiburg auch das Erobern der Liebesburg[1]. Sie wurde von jungen Mädchen besetzt und vor dem Ansturme der männlichen Jugend verteidigt. Da dies nur mit Blumen und Süßigkeiten geschah, war die Burg bald erobert. Noch ein Reigen erinnert an diesen Brauch, der mit den Worten beginnt:

*Chateau d'amour, te veux-tu pas rendre,*
*veux-tu te rendre ou tenir bon?*

Das Zerstechen der Mauer und der Steine finden wir in dem allgemein verbreiteten Märchen vom Meisterdieb, das uns zuerst Herodot (Geschichten I, 121) vom König Rampsinit in Ägypten überliefert. Der Grundgedanke dieser Märchen ist der[2]: Der Sohn als Dieb bricht in die Schatzkammer des Königs ein. Er nimmt, wie bei Horodot, einen Stein aus der Mauer heraus, den sein Vater, der Baumeister, nur lose eingebaut hat, oder aber, er findet, wie in der lettischen[3] Fassung, ein Schwert, das Steine schneidet, mit dem er ein Loch in die Mauer gräbt und in die Schatzkammer gelangt. Bei einem weiteren Einbruch bleibt der Begleiter (Vater oder Bruder) in Fußangeln oder Pech hängen. Um die Spur zu verwischen, wird ihm vom Sohn oder Bruder der Kopf abgehauen. Nun folgt eine Reihe Vorkehrungen des Königs, um den Dieb zu erwischen, wobei dieser seine Meisterschaft verrät. Zuletzt öffnet der König, um den Dieb zu entlarven, die Schlafkammer seiner Tochter. Der Meisterdieb schläft bei der Prinzessin, weiß sich aber unkenntlich zu machen. Nun gibt es der König auf, und er läßt bekannt machen: „Ein so kluger Dieb verdient wahrhaft königliche Ehren. Er komme her, ich mache ihn zu meinem Schwiegersohn!" Nun gibt sich der Königssohn zu erkennen, erzählt alles, und dann nimmt er die Königstochter zur Frau. Der Weg zur Königstochter führte durch die Schloßmauer und durch Lösung mancherlei schwieriger Aufgaben hindurch.

Auf ein Detail in den Reigen sei noch hingewiesen. Als Befreier des Königstöchterleins erscheint einmal „Hänschen mit dem roten Rock" und ein andermal der „rote Fuhrmann". Es dürfte dies die gleiche durchsichtige sexuelle Anspielung sein, wie wir sie oben als Mann mit roten Haaren oder rotem Kragen, der durchs Tor fährt, kennen lernten. Dem Reigen vom Königstöchterlein dürften nach allem die Motive der Werbung, Eroberung, Zeugung und Geburt zugrunde liegen.

## 8

Unermüdlich spielen und singen die Kinder allerorten die Reigenballade der wunderschönen Anna am Breitenstein. Sie

---

1) Hoffmann: „Feste und Bräuche des Schweizervolkes."
2) Bericht bei Reinh. Köhler, Kleine Schriften zur Märchenforschung I, 198.
3) Böhm: „Der Königssohn als Meisterdieb", Lettische Schwänke und verwandte Volksüberlieferungen.

bilden einen Kreis, in dessen Mitte die Anna sitzt. Die in den Worten angegebenen Handlungen werden ausgeführt:

1. *Die Anna saß am Breitenstein,*
2. *Und kämmte sich ihr goldnes Haar.*
3. *Und als sie damit fertig war,*
4. *da fing sie an zu weinen.*
5. *Da kam der Bruder aus dem Wald:*
6. *Ach Anna, warum weinest du?*
7. *Ich weine, weil ich sterben muß.*
8. *Da kam der Jäger aus dem Wald*
10. *und stach die Anna in das Herz.*
11. *Da kam die Mutter aus dem Wald:*
12. *Wo ist denn meine Anna hin?*
12. *Die ist schon längst begraben.*
13. *Da stand die Anna fröhlich auf.*
14. *Die Anna ist ein Engelein.*
15. *Der Jäger ist ein Teufelein.*

Andere Fassungen beginnen: „Anna (oder Maria) saß auf einem Stein." Die Stelle des Jägers nimmt der „stolze Fähnrich" oder „der böse Georg" ein, auch wird der Bruder zum Mörder.

Nach der gleichen Melodie gibt es auch einen Reigen, der das Märchen vom Dornröschen bearbeitet: „Dornröschen war ein schönes Kind . . ." Es dürfte dies kein Zufall sein. Die Ballade von der wunderschönen Anna vom Breitenstein gehört offenbar in den Kreis der Reigen vom Königstöchterlein im Turm. Das Motiv des Stechens dürfte hier das gleiche sein wie beim Zerstechen der Mauer. Der Jäger erinnert an den in den Liedern vom Mägdlein, das in den Wald ging, um Beeren zu suchen. Auch denken wir an den wilden Knaben, der das Röslein auf der Heiden brach. Umgekehrt erging es dem Fischer, der sich in die auf der Höhe sitzende und sich kämmende Schöne verliebte.

Auch die englischen Kinder tanzen unseren Reigen: „Die arme Mary sitzt und weint." Nur ist es hier ein Hochzeitsreigen. Auf die Frage des Chors: „Mary, warum weinest du", gibt sie zur Antwort, daß sie keinen Liebsten habe. Sie wird nun aufgefordert, einen aus dem Kreise zu wählen, worauf der Hochzeitsreigen sich anschließt[1].

Wir schließen wohl kaum falsch, wenn wir hinter dem Motiv von Tod und Wiederbelebung der Ballade das von Zeugung und Geburt sehen.

## IV

In unseren Ausführungen dürfte uns der Nachweis gelungen sein, daß die volkstümlichen Kinderreigen von den Kindern übernommene Spiele der Erwachsenen sind. Es ist durchaus wahrscheinlich, daß diese Spiele aus alten Kulthandlungen hervorgegangen sind, damals, als diese Kulte durch andere ersetzt wurden und als Volksbräuche weiterlebten. In seinen Reigen

1) Singer, a. a. O. S. 177.

macht das Kind keine Ausnahme den anderen Spielen gegenüber. Was den Erwachsenen beschäftigt, das übernimmt das Kind im Spiel, und es wird zum Ernst seines Lebens. Es will groß sein, um die erlebte Spannung zwischen seinem Unvermögen und Kleinsein und der angenommenen Vollkommenheit und Größe der Erwachsenen zu überwinden. Es muß groß werden, das ist der Sinn der biologischen Entwicklung. In der spielerischen Identifikation wird dem Genüge getan.

Wenn die Kinder Reigen spielen, die die Motive von Brautwerbung, Hochzeit, Zeugung und Geburt enthalten, so beschäftigen sie sich mit jenen Fragen, die besonders in der Spielzeit, der ersten Pubertätszeit brennend sind. Die Reigen werden überall, und zwar bis in die Zeit der Vorpubertät, von Mädchen gespielt. Höchstens kleine Buben tun mit, wie das auch bei den Puppenspielen der Mädchen der Fall ist. Puppenspiele und Reigen verarbeiten das, was zum Zentrum der weiblichen Psyche gehört. Ein Mitwirken der größeren Buben bei den Reigenspielen würde jedenfalls als anstößig empfunden werden. Wir begreifen jetzt auch, warum solche Texte nicht im Schulbuch stehen dürfen. Die Eltern benehmen sich hier nicht anders als gegenüber den Fragen „Kind und Erotik" überhaupt.

---

# Spiel, Realität und Aggression

## M. N. Searl, London

### *I) Spiel und Realität*

Freud trifft den Kern des Problems, wenn er sagt, als er sich mit der Psychologie des Dichters befaßt: „Sollten wir die ersten Spuren dichterischer Betätigung nicht schon beim Kinde suchen? Die liebste und intensivste Beschäftigung des Kindes ist das Spiel. Vielleicht dürfen wir sagen: Jedes spielende Kind benimmt sich wie ein Dichter, indem es sich eine eigene Welt erschafft oder, richtiger gesagt, die Dinge seiner Welt in eine neue, ihm gefällige Ordnung versetzt. Es wäre dann unrecht zu meinen, es nähme diese Welt nicht ernst; im Gegenteil, es nimmt sein Spiel sehr ernst, es verwendet große Affektbeträge darauf. Der Gegensatz zu Spiel ist nicht Ernst, sondern Wirklichkeit. Das Kind unterscheidet seine Spielwelt sehr wohl, trotz aller Affektbesetzung, von der Wirklichkeit und lehnt seine imaginierten Objekte und Verhältnisse gerne an greifbare und sichtbare Dinge der wirklichen Welt an. Nichts anderes als diese Anlehnung unterscheidet das ‚Spielen' des Kindes noch vom ‚Phantasieren'"[1].

Ich glaube, daß Freud uns mit seiner genauen und tiefgehenden Beschreibung dieser „Anlehnung" an die Wirklichkeit noch mehr sagte, als gewiß wir

1) Freud: „Der Dichter und das Phantasieren." Ges. Schr. Bd. X., S. 230.

und vielleicht er selbst damals wußten. Da er das Spiel der Realität gegenüberstellt, könnte man den ganzen Paragraphen in einem Satz zusammenfassen und sagen: „Spiel ist die Tätigkeit, durch die das Kind das „Nicht Wirkliche“ an etwas Wirkliches knüpft“; oder besser noch: „Mittels deren es die psychische Realität mit der äußeren Realität verknüpft.“ Diese Betrachtungsweise scheint mir am meisten Licht auf die außerordentliche Bedeutung des Spieles für das Leben des Kindes zu werfen. Wir sehen, wie es das Kind vor zwei Gefahren, vor der Verleugnung (oder Verdrängung) der psychischen Realität, die zur Neurose führen kann, und der Verleugnung der äußeren Realität, die zur Psychose führen kann, zu bewahren vermag. Ein Kind, das normal spielt, braucht weder die innere, noch die äußere Realität aufzugeben, sondern kann die eine mit der andern verknüpfen. Diese Tatsache begründet die Wichtigkeit des von Melanie Klein betonten Moments, daß das Spiel durch die Frühanalyse von Hemmungen befreit wird[1].

Ich glaube, daß diese „Verknüpfung mit der Realität“ schon in den ersten Anfängen der psychischen Entwicklung zustandekommt und unmittelbar auf die Phase der „magisch-halluzinatorischen Wunscherfüllung“[2] folgt, ohne zunächst selbst magisch und halluzinatorisch zu sein. Denn solange der Säugling zufrieden und glücklich ist, können wir sicher sein, daß er im Besitz der ihm entsprechenden Wärme, Behaglichkeit und Nahrung ist, daß er die guten Dinge wirklich hat, die er in dieser Phase von ihrer ursprünglichen Quelle, dem Leibe der Mutter, noch unmöglich unterscheiden kann. Fühlt sich aber der Säugling unzufrieden, unbehaglich oder unglücklich, so bedarf es einer ersten psychischen Anstrengung, um auf dem Wege von magischen Halluzinationen den Glückszustand aufrecht zu erhalten. Mißlingt diese Anstrengung, dann allerdings setzt für ihn die scharfe Unterscheidung zwischen Besitz und Mangel als Erlebnis eines „Bedürfnisses“ und damit gleichzeitig die Unterscheidung von „Ich“ und „Nicht-Ich“ ein; er muß die Tatsache, daß zeitweise eine unfreundliche äußere Realität besteht, zur Kenntnis nehmen[3]. Aber der Säugling strengt all seine psychischen Kräfte

1) Klein: „Die psychologischen Grundlagen der Frühanalyse.“ Int. Zeitschr. f. Psa. 1926, und „Die Rollenbildung im Kinderspiel.“ Int. Zeitschr. f. Psa. 1929.

2) Freud: „Formulierungen über die zwei Prinzipien des psychischen Geschehens.“ Ges. Schr. Bd. V. „Traumdeutung, Allgemeiner Teil.“ Ges. Schr. Bd. II. — Ferenczi: „Entwicklungsstufen des Wirklichkeitssinnes. Bausteine zur Psychoanalyse.“

3) Freud schreibt in seiner Arbeit „Formulierungen über die zwei Prinzipien des psychischen Geschehens“, Bd. V., S. 410: „In diesem Falle wurde das Gedachte (Gewünschte) einfach halluzinatorisch gesetzt, wie es heute noch allnächtlich mit unseren Traumgedanken geschieht. Erst das Ausbleiben der erwarteten Befriedigung, die Enttäuschung hatte zur Folge, daß dieser Versuch der Befriedigung auf halluzinatorischem Wege aufgegeben wurde. Anstatt seiner mußte sich der psychische Apparat entschließen, die realen Verhältnisse der Außenwelt vorzustellen und die reale Veränderung anzustreben. Damit war ein neues Prinzip der seelischen Tätigkeit eingeführt; es wurde nicht mehr vorgestellt, was angenehm, sondern was real war, auch wenn es unangenehm sein sollte. Diese Einsetzung des Realitätsprinzips erwies sich als ein folgenschwerer Schritt.“

an, um diese Situation zu verändern. Er versucht den inneren Mangel, das Unbehagen durch heftiges Bewegen seiner Glieder und durch Weinen loszuwerden, sie durch motorische Abfuhr nach außen zu verlegen. Der Säugling verknüpft das Unbehagen (die Unlust) ebenso konkret mit der abwesenden Mutter oder Brust, wie das Behagen mit der Milch der ihm gehörenden Brust. Wenn das Weinen und Schreien diese Quelle der Milch und die damit verknüpfte Befriedigung wiederbringt, ist alles gut; das Kind ist nun wieder einmal im Besitz alles Guten und der Mangel und das Unbehagen existieren für es nicht mehr. Falls dem aber nicht so ist, so sind weitere psychische Anstrengungen nötig. Die physische Ohnmacht des Kindes findet ein Gegengewicht in der psychischen magischen Allmacht, und es werden all die komplizierten Mechanismen der Introjektion und der Projektion in Gang gesetzt[1]. Das heißt, der Säugling ist bestrebt, sich von allem, was ihm Unlust verursacht, mittels Schreien, Urinieren und Defäzieren zu befreien, das Peinliche aus sich heraus in jemanden anderen oder in etwas hineinzuprojizieren und alles, was Lust gewährt, von anderen zu erhalten und sich z. B. mittels Saugens einzuverleiben (zu introjizieren).

Es ist klar, daß dies keine Situation ist, die eine gute Beziehung zur Realität ermöglicht. Ganz im Gegenteil, sie bürdet dem Säugling die Aufgabe auf, sowohl die äußere wie die innere Realität psychisch zu verändern. Selbst das frühere „Errichten eines Realitätsprinzips", die Anerkennung, daß es eine äußere Befriedigungsquelle gibt, die er selbst nicht besitzt, kann nicht als die Grundlage für eine dauerhafte Realitätsbeziehung aufgefaßt werden. Weit entfernt davon, sucht der ungeduldige, aggressive Säugling das Objekt nur, um es zu zerstören[2].

Beeindruckt von der Bedeutung der Erkenntnisse, die in diesen, die Entstehung des Realitätsprinzips beschreibenden Formulierungen enthalten sind, haben wohl nur wenige von uns zwischen der Entstehung des Realitätsprinzips und der Bildung einer stabilen Realitätsbeziehung unterschieden. Die erstere scheint die dämmernde Einsicht zu enthalten: „Man kann nicht immer die Unlust dadurch überwinden, daß man ihr Vorhandensein leugnet", und: „Man muß es dulden, daß eine unangenehme äußere Realität existiert, damit man die unangenehme innere Realität (Unlust) durch das Verschlingen der ersteren überwindet. Auf diese Art werden

---

1) „Es nimmt die dargebotenen Objekte, insofern sie Lustquellen sind, in sein Ich auf, introjiziert sich dieselben (nach dem Ausdrucke F e r e n c z i s) und stößt anderseits aus, was ihm im eigenen Innern Unlustanlaß wird." (F r e u d: „Triebe und Triebschicksale." Ges. Schr. Bd. V, S. 461.)

2) Die offen geäußerte Phantasie eines vierjährigen Knaben, daß seine Mutter die Brüste zusammen mit den Kleidern ablege, erwies sich nicht nur in seinen eigenen Kastrationsängsten begründet, sondern auch in seinen der oralen Ungeduld entspringenden Vorstellungen, die seine Kastrationsangst verursacht hatten. Diese Phantasien lauteten, daß er die Brüste beim Saugen völlig zerstört hätte, ähnlich wie Bonbons. Es ist bekannt, daß diese Situation die Grundlage der unbewußten kannibalistischen Phantasien bildet.

beide (die unlustvolle äußere, wie die innere Realität) vernichtet." Während die stabile Beziehung zur Realität zu beinhalten scheint: „Es ist ungefährlich, wenn man duldet, daß die Realität besteht und weiter fortbesteht, mag sie lustvoll, mag sie unlustvoll sein (mit Ausnahme der Situation des körperlichen Hungers)."

In Freuds Schriften ist vieles enthalten, das die Ansicht, daß eine Realitätsbeziehung auf Haß beruhen kann, stützt[1]. Ich sehe aber nicht die entfernteste Möglichkeit dafür. Die Triebkräfte des Hasses und der Ungeduld sind immer auf die Zerstörung des Objektes gerichtet, dessen Existenz nur zu diesem Zwecke für einige Zeit anerkannt wird. Eine haltbare Realitätsbeziehung könnte nicht auf dieser Grundlage aufgebaut werden. Die Psyche kann nicht in eine dauerhafte, zufriedenstellende Realitätsbeziehung hineingezwungen werden. Jeder Psychoanalytiker steht in jeder Analysenstunde unter dem Eindrucke dieser Tatsache. Ein Beweis hierfür sind die uns allen wohlbekannten ungünstigen Folgen einer sehr strengen frühen Erziehung. Es ist nur schwer einzusehen, warum die Mentalität des Säuglings durch äußeren Druck stärker beeinflußt werden sollte, als die eines größeren Kindes oder eines Erwachsenen. Nur eine schon erreichte gute Realitätsbeziehung ermöglicht eine normale Reaktion auf Versagung oder äußeren Zwang. Wir dürfen also die Quelle einer guten Realitätsbeziehung nicht in diesen Momenten, sondern anderswo suchen. Es ist Freud, der uns hier einen Hinweis gegeben hat, der aber nicht beachtet wurde. Spiel, sagt er, ist die Verbindung zwischen dem wunscherfüllenden Phantasieleben, der psychischen Realität und der äuße-

---

1) Zum Beispiel: „Das Objekt wird dem Ich, wie wir gehört haben, zuerst von den Selbsterhaltungstrieben aus der Außenwelt gebracht, und es ist nicht abzuweisen, daß auch der ursprüngliche Sinn des Hassens die Relation gegen die fremde und reizzuführende Außenwelt bedeutet. Die Indifferenz ordnet sich dem Haß, der Abneigung, als Spezialfall ein, nachdem sie zuerst als dessen Vorläufer aufgetreten ist." (Ich möchte die Richtigkeit dieser Klassifizierung sehr bezweifeln. — Die Autorin.) „Das Äußere, das Objekt, das Gehaßte wären zu allem Anfang identisch. Erweist sich späterhin das Objekt als Lustquelle, so wird es geliebt, aber auch dem Ich einverleibt, so daß für das purifizierte Lust-Ich das Objekt doch wiederum mit dem Fremden und Gehaßten zusammenfällt." (Freud: „Triebe und Triebschicksale." Ges. Schr. Bd. V, S. 462.)

Ferenczi schreibt in seiner Arbeit: „Das Problem der Unlustbejahung" (Int. Zeitschr. f. Psa. 1926), daß wir uns feindliche Dinge einfach verleugnen wollen und daß darum für die Anerkennung der Wirklichkeit die Liebe ebenso wichtig sei wie der Haß. Er meint, daß „wenn nach längerem Warten und Schreien" — „Manifestationen, die wir ganz gut mit der Wut bei Erwachsenen vergleichen dürfen" — „die Mutterbrust wieder gereicht wird, wirkt sie nicht mehr wie ein indifferentes Ding, das immer da ist, wenn man es braucht, sondern sie wird zu einem Objekt des Liebens und Hassens; sicherlich wird sie aber gleichzeitig zum Gegenstande einer wenn auch noch so dunklen Objektvorstellung." Ich selbst kann nicht einsehen, daß ein intellektueller Fortschritt die direkte Folge von rein emotionellen Störungen sein kann, zu einer Zeit, in der die Befriedigung der Triebe das allein Wichtige ist.

ren Realität[1]. Die Richtigkeit dieser Beobachtung zeigt der Vergleich zwischen den Bewegungen und dem Schreien eines sehr ungeduldigen, hungrigen Säuglings und dem eines Kindes, das nicht zu hungrig oder zu ungeduldig ist, aber Begehren zeigt, wenn die Mutter die Brüste entblößt und dem Kind die Brustwarze nähert. Auch in diesem Fall bewegt das Kind vielleicht lebhaft seine Glieder, macht es Mundbewegungen, stößt es vielleicht Laute aus, aber diese haben einen völlig verschiedenen Charakter. Das Baby wird lächelnd und krähend seine Augen auf die Brust richten und es ist zweifellos, daß es daran Vergnügen hat oder einen Wunsch danach empfindet. Die Brust ist noch nicht sein; sie hat noch eine ausgesprochene „nicht mein" Qualität, während sie aber schon „für mich", oder „fast mein" ist. Es kann ihr deshalb gestatten, daß sie als solche einige Sekunden lang existiert, und so bleibt die Beziehung zu ihr die ganze Zeit eine lustvolle, eine spielerische. In solchen und ähnlichen Erfahrungen müssen wir, davon bin ich überzeugt, die Grundlage einer gefestigten und dauerhaften Realitätsbeziehung suchen, und nicht in Situationen, in denen Aggression und Destruktion im Ansteigen begriffen sind. In Situationen also, in denen eine lustvolle Verbindung zwischen „meinem Wunsch", „mir" und „mein" besteht. Oder um es anders auszudrücken, das Kind entdeckt, daß die Brustwarze der Mutter ein sicheres äußeres Objekt darstellt, wenn es seinen nicht zu ungeduldigen Mund ihr nähert, aber sie doch noch nicht ganz erreichen kann. Sie gewährt ihm ein intensives Vergnügen (die ursprüngliche Vorlust), selbst solange sie noch nicht sein ist, oder so wenig sein oder „es" ist, wie in den ersten Lebenswochen die entfernteren Teile seines Körpers, erst seine Finger, dann seine Zehen.[2] Ich bin überzeugt, daß die Entdeckung dieser als äußere Lustquellen auf der Möglichkeit beruht, an der sich nähernden Brustwarze Vergnügen zu finden. Ich habe in einer unveröffentlichten Arbeit einmal zu zeigen versucht, — auf Grund von Material aus Kinder- und Erwachsenenanalysen, — daß der zahnende Säugling die Empfindung hat, als ob es ihm schließlich doch gelungen wäre, etwas wie Brustwarze und Zehen seinem Mund dauernd einzuverleiben, und sie nun nicht einmal dann herausbekommen kann, wenn sie schmerzen. Man kann aber beobachten, daß, während das Spiel mit den Zehen und Fingern, besonders das Lutschen der Finger eine Brücke zwischen dem Wunsche des Säuglings nach der Brust und zwischen der Realität der Finger und Zehen bildet, es doch zugleich die charakteristische Eigenschaft des Spieles[3] behält dadurch, daß der Unterschied zwischen beiden (den Fingern und der Brust) bestehen bleibt. Die Tatsache, daß sowohl der Mund, wie die Finger, oder die Finger und Zehen dabei etwas empfinden, muß zu einer Unterscheidung der Finger und Zehen von der Brust führen.

1) Freud: „Der Dichter und das Phantasieren." Ges. Schr. Bd. X.
2) Vergl. Bernfeld: „Psychologie des Säuglings." 1925.
3) Freud: „Der Dichter und das Phantasieren."

Dieses Moment dürfte die wichtigste Quelle für Urteile von „Nicht-Ich" Charakter bilden, und wiederum auf einer lustvollen Grundlage. Eine Außenwelt, die sich nur auf dem aufbaut, was das Ich aus sich „ausstößt", weil es unlustvoll ist, würde sich als noch viel weniger erforschbar erweisen, als das Unbewußte von uns allen. Der Teil unseres Wissens um die Außenwelt, der gefestigt ist, beruht auf Lust und Spiel, nicht auf Unlust und Schmerz.

### *II) Spiel und Aggression*

Ich komme nun zum zweiten Teil meiner Arbeit, zur Beziehung zwischen Spiel und Aggression. Es ist sehr schwer, die Grenze anzugeben, wo Aktivität zur Aggression wird. Es ist aber, wenn man sich mit dem Spiel befaßt, auch nicht nötig, dies zu tun. Denn es ist offenkundig, daß in vielen typischen Spielen, z. B. beim „Fangen" oder Fußballspiel, die Aggression das wichtigste Element bildet. Wir brauchen aber gar nicht die „spielerische" Aggression oder die Aggression im Spiel von anderen Formen der Aktivität im Spiele zu unterscheiden. Ich glaube, wir werden uns leicht darauf einigen, daß der Unterschied im völligen Fehlen eines zerstörerischen Hasses und der Wut, oder besser gesagt, in der Art, wie der Haß psychisch durch Lust gebunden wird, liegt. Vielleicht ist dies auch der Grund, warum das Spiel einen so ausgesprochen narzißtischen Charakter trägt (Fußball- und ähnliche Gruppenspiele haben noch immer diese narzißtische Qualität beibehalten): Die Objektliebe hat sich noch nicht weit genug von Haß und Eifersucht entfernt. Ferner sind diese beiden Punkte auch implicite in dem enthalten, was ich über die Ursprünge des Spieles und der spielerischen Aktivität gesagt habe. Während die sich nähernde Brustwarze den Vorläufer der äußeren Objekte darstellt, ist sie zugleich noch ein äußerer Teil des Selbst; sie ist noch z. T. ein „Nicht-Ich" oder ein „mein", d. h. sie wird narzißtisch geliebt. Auch kann keine „spielerische" Einstellung zustande kommen, wenn überwältigende Ungeduld oder intensiver Haß bestehen. Dies ist wirklich so offenkundig, daß man hierfür keine weiteren Beweise braucht. Die eine Situation, die immer zum Abbruch eines jeden Spieles führt — sowohl in der Analysenstunde, wie auch im gewöhnlichen Leben — ist der Ausbruch von Haß. Auch verdrängter Haß kann tatsächlich eine völlige Spielunfähigkeit bewirken, jedenfalls eine Unfähigkeit in dem Sinne zu „spielen", in welchem man Spiel für gewöhnlich auffaßt.

Der sechsjährige, schwer zwangsneurotische Eben, ein einziges Kind, war intellektuell so schwer gehemmt, daß jede Art von Schulunterricht unmöglich war. Aber auch im Sprechen und Spielen war er nicht weniger gehemmt. Seine einzige Begabung bestand in seiner musikalischen Ausdrucksfähigkeit und seinem Erkennen von Musikstücken. Er konnte reizend singen und eine Symphonie von Beethoven oder Schubert nach einem oder nach zwei Sätzen erkennen und benennen. Während er sonst kaum sprach oder höchstens Unsinn redete, lernte und merkte er sich den Text eines Liedes in ziemlich normaler Weise. Ich ver-

mag nicht zu sagen, inwieweit eine ererbte musikalische Begabung bei Eben eine Rolle spielte. Ich weiß nur, daß das „spielerische" Moment der Musik ein sehr wichtiger Faktor war. Die Tatsache, daß die Musik eine Form des Ausdrucks — Körperprodukte — darstellte, die nie mit Ärger, Strenge oder Vorwürfen verknüpft war, und daß sie die einzige völlig haßfreie Beziehung zu seinen Eltern bildete, war von größter Bedeutung. Der wichtige Umstand, daß seine Begabung von seinen Eltern und von anderen anerkannt und bewundert wurde, trug sicherlich zu ihrem Bestehen und zu ihrer Entwicklung bei, konnte sie aber natürlich nicht e r z e u g t haben. Wenn sein gewöhnlicher Zustand von lächelnder Dummheit in Ärger und aktive Aggression umzuschlagen drohte, konnte er nicht singen. Es war ergreifend, bei so einer Gelegenheit seinen Kampf zu beobachten, die Position des „singenden Jungen", des „Jungen, der ‚Noël' singt"[1], wie er es selbst nannte, wiederzugewinnen. Dies war die einzige Situation, in der es ihm gelang, das Gefühl einer haltbaren Beziehung zwischen seiner inneren und äußeren Welt herzustellen. Alles andere war unsicher. Nur wenn er sang, war er überhaupt ein „Junge". Zu anderen Zeiten war er bis zum fast völligen Ausschluß seiner eigenen Persönlichkeit — mit einer Ausnahme, auf die ich noch zurückkommen werde — bloß die Neuschöpfung verschiedener nichtmenschlicher Imagines der Eltern und deren Genitalien. Diese erstreckten sich von unbelebten Gegenständen (wie z. B. einem Stück Papier, einem Buch, einem hölzernen Spielzeug) über mechanische Konstruktionen (einen Autobus, eine Lokomotive), bis zu Vögeln und der lebendigen, aktiven Gestalt eines durch das Zimmer galoppierenden Pferdes. Aber nie war er in dieser Phase eine Person. Die eine Ausnahme, die ich erwähnte, war das Wiedererschaffen einer frühen glücklichen Periode seines eigenen Lebens — er war bis zu dem Alter von zehn Monaten ein normaler Säugling gewesen, wenn er auch verspätet zu zahnen begonnen hatte —; oder um es anders auszudrücken: er regredierte zum Säugling. Der ungeschickte, schwerfällige Junge von sechs Jahren lag dann mit dem Rücken auf dem Sofa, bewegte Hände und Füße, griff manchmal mit den Händen nach den Füßen, gluckste und krähte dazu, kurz, stellte vollständig die Verkörperung eines glücklichen Säuglings dar. Wenn er dies konnte, d. h. wenn er die Zeit der Unschuld, der Nicht-Aggression, des Freiseins von Haß, der er soviel von seiner Objekt- und Realitätsbeziehung geopfert hatte, zu erreichen vermochte, dann konnte er wieder zum „Jungen" werden, zum „Jungen, der Noël singt". Dann war er, wie seine Mundbewegungen und vereinzelte Bemerkungen über das Essen zeigten, von einer guten Mutter genährt worden, hatte die gute Brust erhalten. Diese Tatsache bewies zugleich, daß es keinen feindlichen, ihn hindernden Vater gab. Er war nun mit guten Dingen gefüllt und konnte auch seinen eigenen Körper als gut empfinden; er konnte es nun ertragen, seine Finger und Zehen in der Nähe seines Mundes zu haben, ohne ihre Existenz verleugnen zu müssen, aus Angst, sie sonst durch seinen Haß zu vernichten. Diese Säuglingsrolle bildete die einzige glückliche Situation in seinem Spiel, der er ins Auge zu blicken vermochte, und sie war

---

1) „Noël" (Weihnachtslied) war die erste wirkliche Melodie, die er mir vorsang. Der Umstand, daß ich die Melodie und die durch das Lied angezeigte Objektbeziehung zu seinem Vater erkannte, verlieh seiner Fähigkeit zu mündlichen Mitteilungen vermehrte Bedeutung und Wert, und stellte zugleich eine wichtige Verbindung zur Realität her.

von erstaunlichen Veränderungen seiner Realität begleitet, indem er zum Unterschied von allen anderen Situationen, selbst von der, wo er der „Junge war, der ‚Noël' singt", eine Person darstellte.

Die Analyse dieses Jungen, verglichen mit direkten Beobachtungen an Säuglingen, bewies mir in überzeugender Weise, daß eine haltbare Beziehung zur äußeren Realität, die mit der Realität des Selbst, des Ichs einhergeht, mit Lust und nicht mit Unlust verknüpft sein muß. Die entgegengesetzte Situation begann sich erst nach der Deutung der Aggression und des Hasses, die Ebens gewöhnlicher Stumpfheit zugrunde lagen, zu zeigen. Nach einer solchen Deutung drehte er mir einmal den Rücken und sagte: „Ich werde dir nichts mehr sagen." Dies war nach drei Wochen Analyse die erste Andeutung, daß er einen vollständigen Satz bilden konnte. Eine weitere Deutung seiner Abwehr bewirkte, daß er noch einen zweiten Satz zustande brachte: „Papa ist nach . . . gegangen, um . . . zu besuchen." Es war nun klar, daß Ebens Intelligenz nicht geschädigt war, und daß seine sehr schwere Hemmung durch Angst und Haß, die um die Ödipussituation, insbesondere um die umgekehrte Ödipussituation zentrierten, zusammenhing. Einen weiteren Beweis hiefür und für das Ausmaß seiner Kastrationsangst lieferte er, als er wieder auf dem Sofa lag und nun, statt das unschuldige Baby zu spielen, böse, ungeduldige Gesichter schnitt, böse, ungeduldige Worte, darunter eine ganze Anzahl von Flüchen ausstieß, und dabei mit der Hand masturbierte. Die einzige Bedingung, unter der er die bösen Gesichter und Worte der früher verleugneten Realität in seinem Kopfe wiedererschaffen oder nach außen verlegen konnte, war der Beweis von Lust, von Leben, den ihm der andere Teil seines Körpers, sein Penis lieferte. Oder anders ausgedrückt: als er mittels der Objektbeziehungen, die immer hinter seinem Narzißmus verborgen gewesen waren, die ihm böse gewordenen moralischen Eltern für kurze Zeit zum Leben erweckte, um sie zu zerstören, erschuf er gleichzeitig die sexuellen Eltern.

Die Verführung seitens einer Pflegerin im Alter von zehn Monaten und die durch die Beobachtung der Urszene hervorgerufenen Erregungen spielten eine große Rolle. Die Tatsache der Verführung hatte sich aus seiner Analyse ergeben und war später durch die Mutter, die sich nun erinnerte, derartige Beobachtungen gemacht zu haben, bestätigt worden. Das wichtigste Moment bildete seine erfolgreiche trotzige Ablehnung der Eltern, die sein Sexualleben verhinderten, ebenso wie er ihres zu verhindern trachtete.

Die gleiche Angst zeigte sich am ersten Tage der Analyse, sowie jedesmal später, wenn er versuchte, in normaler Weise zu spielen. Er nahm mit dem Pinsel Farben aus dem Tuschkasten heraus und zerbrach dabei den Pinsel. Er legte darauf eine Spielfigur, einen kleinen Mann in den Tuschkasten, d. h. er opferte sie der fressenden Mutter als Ersatz. Dann verschloß er den Tuschkasten, legte ihn in seine Schublade und achtete darauf, daß er nicht mit einem Stück harten Papier, das früher drinnen gewesen war, in Berührung komme. Mit diesem Stück harten Papier führte er nun Tag für Tag ungewöhnliche und scheinbar sinnlose Handlungen aus; er konnte dies tun, weil er das Papier (den Penis des Vaters) nicht zerbrochen hatte und das Papier ihn nicht zerbrechen oder beschädigen konnte, wie er befürchtet hatte. Mehrere Wochen später wagte er den Wasserhahn zu öffnen und das Waschbecken mit Wasser

zu füllen. Etwas Wasser floß über. Er bekam dann einen Nesselausschlag, wozu er neigte, und als er wiederkam, sagte er eindrucksvoll die zwei Worte: „Heißes Wasser". Seinem Gefühl nach war er durch schmerzhaftes heißes Wasser (den Nesselausschlag) dafür bestraft worden, daß er in meinem Zimmer kaltes Wasser verschüttet hatte. Nachdem er einige Wochen später wieder Wasser vergossen hatte, blieb er weg, weil er Asthma und Unwohlsein mit Erbrechen bekam. Erst als ich ihm den Zusammenhang zwischen den kürzlich vorgefallenen Situationen des Beschmutzens, deren er sich schämte (heißes Wasser — heiße Scham), und seines früheren Kampfes mit den bei so einer Gelegenheit geäußerten Worten einer bösen Mutter deutete, konnte er es wieder wagen, Wasser zu berühren. Er freute sich sehr über Sandgeräte und wackelte mit einer Spielschaufel vor meinem Gesicht in ziemlich gleicher Art, wie er das Papier drohend gegen sein eigenes Gesicht bewegt hatte; so hatte die Mutter gegen ihn drohend ihren Kopf geschüttelt. Nun tat er es aber mit Freude, statt mit Haß. Dies war das erste Mal in der Analyse, daß er Freude zeigte. Er verschüttete dann etwas Sand auf dem Tisch und auf dem Fußboden und wollte dann längere Zeit nicht mehr damit spielen. Die Angst vor dem Beschädigen und Beschmutzen, die eigentlich die Angst vor den damit verknüpften Aggressions- und Haßregungen war, hinderte jede Art von Spiel, jedenfalls von Spiel in dem Sinne, wie man es gewöhnlich auffaßt. Es wäre korrekter zu sagen, sie „hinderte jedes Vergnügen am Spiel". Denn hier stoßen wir auf einen scheinbaren Widerspruch. Denn wenn das Spiel, wie Freud sagt, Phantasien, die von der Wirklichkeit unterschieden werden, ausdrückt, so spielte Eben die ganze Zeit. Man kann auch nicht sagen, daß sein Gefühl für die Realität der Gegenstände ganz unentwickelt gewesen wäre. Die Handlungen, die er mit ihnen vornahm, zeigten, daß er ihre charakteristischen Eigenschaften genau unterschied. Und doch würde ein gewöhnlicher Beobachter gesagt haben, daß er unfähig zum Spielen war.

Ein aufschlußreiches Stück seiner Analyse soll uns helfen, diesen scheinbaren Widerspruch zu verstehen. Eben pflegte sehr oft, eine Zeitlang jeden Tag, auch schon bevor er zur Analyse kam, zuhause ein Stück Papier zu nehmen, dieses auf und ab zu bewegen, mit dem Kopf dazu zu nicken, und seine Lippen in eigentümlicher Weise aufzuwerfen. Manchmal sang oder krähte er dabei, wenn er am wohlsten und zufriedensten war, andere Male brachte er alle möglichen merkwürdigen Geräusche hervor. Dann trat er unausgesetzt abwechselnd von einem Fuß auf den anderen. Einmal summte er die Kuckuckstöne, ohne die Worte zu sprechen, und nun hatte ich schließlich den Sinn dieses Spieles verstanden. Er war eine Kuckucksuhr, sein Kopf stellte den Kuckuck dar, der aus der sich öffnenden und schließenden Türe heraussprang, und seine Beine bedeuteten den Pendel und die Gewichte. Es hatte mir manchmal geschienen, als ob er das eine Bein mit dem anderen verglichen hätte. Ich sagte ihm nun, er hätte wohl eine Kuckucksuhr zerbrochen (oder hätte das Gefühl, als ob er eine zerbrochen hätte), als er nachsehen wollte, wie sie funktioniere. Und nun meine er, er könnte nur dann eine gute Mutter haben, wenn er ihr eine gute Uhr wiedergebe. Er stieß nun sehr starke, drohende Laute gegen das Papier aus, das er in der Hand hielt. Ich sagte ihm, er mache jetzt den gleichen bösen Lärm, wie die Mutter ihn gemacht hatte, als er die Uhr anfassen wollte. Darauf setzte er sich zum erstenmal seit Wochen ruhig und friedlich auf einen

Stuhl[1]. So hatte er diesen Typus des „Spieles" unter dem Zwange des Über-Ichs ausgeführt. Es scheint mir ein sehr wichtiger Punkt, den ich auch mit Material aus anderen Analysen belegen könnte, daß ein Spiel, das unter dem Zwange des Über-Ichs ausgeführt wird (in diesem Fall: Eben muß spielen, um sich von der Angst zu befreien), keine Lust gewährt. Diese Art Spiele müssen von denen, in welchen die vom „Es" ausgehenden Phantasien vorwiegen, unterschieden werden; diese stehen mehr im Dienste des Strebens nach Lust, als des Vermeidens von Unlust. Es wäre nicht schwer, das Vorhandensein von Phantasien beider Art in jedem Spiel aufzuzeigen[2]. Zum Beispiel bewies Eben sich durch sein Spiel auch, daß die Mutter ihm die Uhr nicht wegnehmen könne, d. h. es enthielt also auch eine vom „Es" ausgehende Phantasie. Aber obgleich ich ihm damals diese Deutung nicht gab, hörte das Uhrspiel fast vollständig auf. Also herrschte in diesem Spiel die Über-Ich-Phantasie[3] vor und sicherlich war nur wenig, was man als „Vergnügen" bezeichnen konnte, mit dieser verbunden. Aber die „Es-Phantasie"[4] lieferte das lustvolle Moment für die Über-Ich-Phantasie.

Wir können zusammenfassend sagen:

1) Wenn das Spiel vorwiegend durch eine Über-Ich-Phantasie bestimmt wird, wie es beim zwanghaften Spiel der Fall ist, dient es mehr der Angstvermeidung als dem Luststreben.

2) Eine haltbare und gleichmäßige Realitätsbeziehung kann sich nur auf der Grundlage einer ursprünglichen spielerischen Einstellung zur Realität entwickeln.

---

1) Ich war von der Richtigkeit meiner Schlußfolgerungen überzeugt, aber ich dachte, es lohne sich, diesen durch die Bestätigung seitens der Mutter Beweiskraft zu verschaffen. Diese erhielt ich auch, abgesehen davon, daß es sich um die Verdichtung zweier Schweizer Uhren handelte. Die eine, die keinen Kuckuck enthielt, war in einem Hause, in dem sie sich einige Zeit aufgehalten hatten. Diese Uhr mußte entfernt werden, weil Eben sie nicht in Ruhe ließ; die andere, die mit dem Kuckuck, hatte anderen Kindern in einer Montessori-Schule gehört, in die die Eltern Eben zu schicken versuchten. Der Zusammenhang mit den Masturbationsphantasien zeigt sich in diesem Spiele sehr deutlich. Auch im allgemeinen kann ich die diesbezüglichen Ausführungen von Melanie Klein voll bestätigen. (S. loc. cit.) Die Eltern von Eben, denen die Folgen von Onanieverboten wohlbekannt waren, hinderten nicht seine sehr offen geübte Masturbation. Eben fürchtete es mehr, mit seiner Nase, als mit seinem Penis zu spielen; hiezu trug wesentlich der Umstand bei, daß seine Mutter seine Nase ja tatsächlich anfaßte, wenn sie ihn schneuzte.

2) Vergleiche die wichtigen Ausführungen von Melanie Klein, daß das Kind durch das Rollenspiel eine Erleichterung gewinnt, indem es die verschiedenen Identifizierungen trennt und in die Außenwelt verlegt und so die verschiedenen Rollen aufteilt. „Den Vater und die Mutter, die es in Verarbeitung des Ödipuskomplexes in sich aufgenommen hat und die es nun in ihm durch Strenge quälen, entfernt es durch diese Rollenverteilung wieder aus sich und empfindet dadurch eine Erleichterung, die zum Lustgefühl durch das Spiel wesentlich beiträgt." („Die psychologischen Grundlagen der Frühanalyse." Imago XII, 1926, S. 370.) Kürzlich hat sich Melitta Schmideberg in ihrer Arbeit: „Einige unbewußte Mechanismen im pathologischen Sexualleben" usw. (Int. Zeitschr. f. Psa. 1932, S. 80) mit dem Gegensatz zwischen Lust und Zwang befaßt.

3) Eine Phantasie, die im Dienste des Über-Ichs steht.

4) Eine Phantasie, die Es-Regungen enthält.

3) Diese spielerische Einstellung erfordert eine genügend nahe Beziehung zwischen der Realität und den ursprünglichen Lustquellen — geliebten Objekten —, um a) ein „Übertragen“ der Affekte von den Lustquellen auf die Realität mittels Symbolik und Phantasie zu gestatten; b) um ein Überwiegen der Lust mit einem entsprechenden Fehlen des aggressiven Hasses zu ermöglichen.

4) Das Spiel behält auch in seinen späteren Formen Abkömmlinge des ursprünglichen, in der spielerischen Beziehung zur Mutterbrust enthaltenen Kontrastes bei: „Dies ist fast mein, aber doch nicht mein“, „Dies ist mein und doch nicht mein“. Aus diesem entwickelt sich später: „Dies ist wie das andere und ist es doch nicht“, — sei es eine ersehnte Person, ein gewünschter Gegenstand, eine begehrte Situation. Im Spiel, in dem der Unterschied zwischen der Spielwelt und der Welt der Wirklichkeit bestehen bleibt, dauert dieser Gegensatz fort und wird in eine harmonische Form gebracht. Wenn diese Unterscheidung zu schwinden droht, besteht für das Kind entweder keine Wirklichkeit oder kein Spiel. Der Umstand, daß es dem Spiel gelingt, eine Verbindung zwischen dem Wunsch und der Wirklichkeit herzustellen, erklärt, so glaube ich, Freuds Beobachtung: „Das Kind . . . lehnt seine imaginierten Objekte und Verhältnisse gerne an greifbare und sichtbare Dinge der wirklichen Welt an[1].“

5) Trotzdem bleibt es immer wahr, daß, während eine zu starke Spannung Wut auslöst und zur Vernichtung der Realität führen kann, erst die Versagung mit der ihr entsprechenden Wunschspannung zur Suche und Anerkennung der Realität führt. Ein vollkommen befriedigter Säugling würde sich nichts wünschen. Wenn es keine unbefriedigten Wünsche gäbe, bestünde für die Psyche auch kein Streben nach außen, kein Interesse für die Welt. Hier können wir feststellen, daß auch für den Erwachsenen in zwei extremen Fällen zeitweilig keine Außenwelt besteht: Auf dem Höhepunkt einer „blinden“ Wut und auf dem Höhepunkt des Orgasmus. Das zwanghafte Spiel des Kindes strebt, der Wut und den daraus entspringenden Gefahren aus dem Weg zu gehen, sie niederzuhalten, während im sexuellen Spiel des Erwachsenen die Vorlust der vollen Befriedigung vorausgeht.

(Übersetzt von M. Schmideberg, Berlin.)

---

1) loc. cit.

# Zur Psychologie des Kinderspieles

Von Hans Zulliger, Ittigen (Bern)

Drei Knaben und zwei Mädelchen im Alter von vier bis sechs Jahren spielen zusammen auf einem Feldweg, der von einer lebendigen Hecke eingesäumt ist. Ihre Mütter, zwei junge Frauen, sitzen in der Nähe im Schatten, plaudern, stricken und beobachten nebenbei ihren Nachwuchs.

Die Kinder entdecken eine Hagebuche, die sich kurz über der Erde in zwei Stämme gabelt. Wo die Stämme auseinander streben, ist ein schlitzartiges, schwarzes Loch, wurzelwärts in die Tiefe gerichtet, von grüner Rinde beidseitig wulstartig fast ganz überwuchert. Die Öffnung ist immerhin noch so weit, daß eine Kinderhand durch sie passieren könnte.

Eines der Mädelchen fragt, wer da hineingreifen dürfe.

Das wäre gefährlich, äußert sich einer seiner Kameraden, es könnte sich ein Tier in der Höhlung befinden.

„Eine Maus, die beißt dich in die Finger!" kreischt das ältere der Mädchen und flüchtet ein paar Schritte weg.

„Oder Ohrwürmer, mich hat einmal einer gekniffen, daß ich blutete!" mutmaßt der mittlere der Jungen.

Der älteste hebt bedächtig den Finger und erklärt dann, er vermute eine Schlange in der Höhlung, sie habe dort ihr Nest, und vielleicht habe sie sogar Junge bei sich.

Der jüngste, während die andern noch in respektvoller Entfernung einen Augenblick sinnend herumstehn, hat sein Gliedchen ausgepackt und beginnt in das Loch zu pissen. Seine Kameraden lachen und schicken sich an, wie er zu tun, während eines der Mädelchen warnt: „Geht nicht zu nah!"

„Das macht nichts!" erhält es zur Antwort. „Die Schlangen müssen ertrinken!"

Die Mütter, aufmerksam geworden, lachen laut. „Es ist doch komisch", meint die eine kopfschüttelnd, „so klein die Jungens sind, sie können an keinem Schlitz vorbei, ohne hineinzupissen!"

Ihre Genossin nickt ihr verständnisinnig zu, wendet sich nachher an die Kinder: „Wo denkt ihr hin, da ist doch keine Schlange drin, ihr Fürchtekatzen!"

Die Knaben füllen nun das Loch mit Sand auf, den sie vom Wege nehmen. Sie decken auch den Rand zu, sodaß ein kleiner Hügel entsteht. Dann bringt einer ein Haselrütchen, das er von einem nahen Strauche gebrochen hat, er entfernt unten die Rinde und steckt es in den Hügel ein: „Da wächst nun ein junger Baum!"

Hierauf entsteht ein Streit. Eines der Mädchen hat die Rute weggerissen, und sie wollen auch den Sand wieder abräumen.

Die Mütter mischen sich ein, sie finden auf einmal, was ihre Sprößlinge da machen, sei eine Schweinerei, sie nehmen sie weg und gehn dem Hause zu, das weiter oben an der Hauptstraße steht.

*

Was hat das kleine, gemeinsame und selbsterfundene Spiel für einen Sinn? Fragen wir uns. Was bedeutet es, und weshalb bringt es den Kindern Lust?

Ein Teil davon ist von den Müttern gedeutet worden. Sie haben das Hineinpissen in den Schlitz als Koitussymbolik aufgefaßt. Intuitiv haben sie das Richtige erraten.

Kinder sind weniger „verdrängt" in ihrem Tun als Erwachsene. Die Symbolik der Kinderträume ist primitiver, „gröber", durchsichtiger und deshalb leichter deutbar, weil ihr noch unvollkommenes Ich den Triebäußerungen weniger starke Schranken entgegensetzt als das unsere.

Bei dem geschilderten Spiele ist die Symbolik teilweise so deutlich, daß die Mütter den Sinn ohne weiteres erraten. Die äußeren Umstände tragen aber auch dazu bei: die Stämme entsprechen zwei gespreizten Beinen, das rautenartige, von hügeligen Wülsten umgebene und in die dunkle, unsichtige Tiefe verlaufende Loch kann leicht mit weiblichen Geschlechtsteilen verglichen werden. Das Hineinpissen wäre ein Äquivalent für die Abgabe des Samens.

Als Psychoanalytiker würden wir beifügen: auch das Ausfüllen der Öffnung mit Sand und das Hineinstecken der Rute gehört zur Koitussymbolik. Wir sehen urethrale, anale und phallische Ansprüche am Werke (Urin-Sand-Rute). Wir erinnern uns, daß in der Traumsymbolik „Rute" in der Regel für Penis steht, und daß auch im Sprachgebrauch „Rute" gelegentlich den (Tier-) Penis bezeichnet.

Das Rütchen im Spiele kann jedoch noch einen anderen Sinn haben: es könnte das Kind bedeuten („Da wächst nun ein junger Baum!"). Wenn die Hagebuche als Mensch, Weib, Mutter aufgefaßt ist (der „alte" Baum im Gegensatz zum „jungen"), dann ist das Rütchen ein Kind, entstanden durch den symbolisch ausgeführten Koitus.

Das Spiel enthält also auch Zeugungssymbolik, es schildert das Hervorwachsen eines Kindes.

Das ist jedoch nicht alles. Erinnern wir uns an den ersten Teil des Spieles. Es begann damit, daß eines der Mädelchen fragte, wer die Hand ins Loch stecken dürfe, und zeigte nachher das Vorhandensein und die Bewältigung der Angst.

In der Höhlung werden Tiere vermutet: Maus, Ohrwurm, Schlangen. Die Maus, die einen in die Finger beissen könnte, der Ohrwurm, der einen bis aufs Blut kneift, die Schlange, die als gefährliches, todbringendes Tier gefürchtet ist. Die Maus, das allgemeine Phobietier der Mädchen, der Ohrwurm, der mit seinen Klammern einen der Jungen verwundet hat und

darum Kastrationsangst mobil macht, und die Schlange, die in aller Welt und zu allen Zeiten das Penissymbol *par excellence* war und ist.

In der Vermutung, es könnten sich Tiere in der Höhle befinden, sind wohl verschiedene infantile Phantasien ausgedrückt. In den weiblichen Geschlechtsteilen wird ein verborgener Penis vermutet, der gefährlich ist. Ferner werden Kinder — kleine Tiere, Ungeziefer bedeuten in der Traumsymbolik Geschwister, Kinder — darin vermutet, unerwünschte Rivalen, die man ausräumen möchte.

Man findet den Ausweg, daß man selbst ein Kind zeugt. Der eigene Harn tötet die vermuteten Tiere. Und man füllt das Loch mit Sand aus, steckt die Rute hinein.

Die psychoanalytischen Kuren können derartige Phantasien der Kinder immer wieder aufdecken. Sie sind so häufig, daß man annehmen kann, sie seien in der Regel bei jedem Menschen vorhanden. Der vermutete Penis in der Vagina der Mutter entpuppt sich regelmäßig als derjenige des Vaters.

Nun sehen wir im Spiele den Ablauf von Ansprüchen, die dem Ödipuskonflikte entstammen. Die Mädelchen wollen den mütterlichen Schoß ausräumen (man beachte den Schluß des Spieles), sie sind eifersüchtig auf die Mutter, die in ihrem Leibe ein Kind trägt. Dieses Kind wird jedoch als Überrest des beim Koitus von der Mutter dem zeugenden Manne abgenommenen Penis phantasiert. Der Wunsch, sich in den Besitz des Inhaltes des Mutterleibes zu setzen, entspricht also dem Bestreben der Mädchen, der Mutter den Vater wegzunehmen.

Die Jungen wollen den bei der Mutter vermuteten väterlichen Penis unschädlich machen und ihn durch ihren eigenen ersetzen.

Damit wäre der symbolische Inhalt des Spieles aufgedeckt.

Der psychologische Sinn: das Spiel ist dem Traume, viel mehr noch der Fehl- und insbesondere der Symptomhandlung verwandt. Es bedeutet einen Triebdurchbruch in kaum verkleideter Form, vom mangelhaft ausgebildeten Ich (Gewissen, Zensur) kaum gebremst und verkleidet. Die Lust am Spiele wird durch die Triebentspannung verständlich. Sie erhält oft einen Zuschuß durch den durchgesetzten Eigenwillen gegenüber dem Willen der Erwachsenen und der „Lust am Verbotenen".

Ökonomisch bedeutet also das Spiel eine Triebabfuhr, die Aufhebung von Unlust, die Vermeidung, bezw. Umsetzung von Angst in Lust, einen Kompromiß zwischen rohen Sexualtrieben und den Ansprüchen der Ich-Organisation, eine ich-gerechte Triebsättigung.

Und sozial kann das Spiel als ein Anpassungsversuch drängender Triebforderungen an die Gesetze des Noch-Erlaubten, Gestatteten und an das Realitätsprinzip gewertet werden.

*

Es wäre zu untersuchen, ob diese Funktionen des Kinderspieles überall und allgemein Gültigkeit haben. Setzt man sich zur Aufgabe, in die Psycho-

logie des Kinderspieles tiefer einzudringen, so will einem eine auch nur annähernd „generelle“ Lösung des Problemes unmöglich erscheinen. Denn sobald man einen Blick auf das konkrete Material wirft, von dem man als Empiriker ausgehen möchte, wird man von dem unbehaglichen Gefühle erfaßt, daß man sich einem unentwirrbaren Chaos gegenüber befindet. Die Zahl der Spiele ist Legion. Ihre Art ist so mannigfach, daß es schwer erscheint, Einteilungen und Übersichten zu machen.

Wenn wir es dennoch versuchen, so gelingt es nur, die Spiele in große Gruppen zusammenzufassen. Es gibt:

I) Einsame,

II) gemeinsame Spiele.

Dann lassen sich

a) selbsterfundene,

b) selbstgewählte,

c) aufgedrängte,

und nach einer anderen Einteilung

d) eindeutige,

e) mehrdeutige

Spiele unterscheiden.

Ich führe nun eine Anzahl von selbsterfundenen Spielen an, will sie kurz beschreiben und deuten. Es handelt sich um solche, die ich entweder selbst beobachten konnte, oder über die ich aus ganz zuverlässiger Quelle Berichte erhielt. Teilweise sind sie analysiert worden, andere wurden mit den spielenden Kindern so weit besprochen, daß ihr symbolischer Inhalt deutlich wurde. Ich bin mir darüber im Klaren, daß andere Kinder, die dieselben oder ähnliche Spiele erfinden, aus ungleichen Gründen und Motiven handeln. Damit will ich sagen, daß ich die Einzelfälle nicht verallgemeinern will. Immerhin will ich meinen Eindruck nicht verhehlen, daß Kinderspiele eines symbolischen, psychologischen, ökonomischen und sozialen Inhaltes niemals entbehren.

### *Selbsterfundene Spiele*

I) Einsame Spiele. Ein vierjähriges Mädchen pißt im Garten in eine Grube, macht aus der feuchten Erde runde Plätzchen. Darüber befragt: „Ich mache Kuchen!“ Es drückt die Lehmerde zwischen den Fingern durch, freut sich an den Würstchen und jauchzt: „Schau, wie das scheißt!“

Augenscheinlich wurzelt die Lust am Spiele auf der Sättigung urethraler-analer und oraler[1] Triebansprüche.

(Von einer Mutter berichtet:) Eine Dreieinhalbjährige wird überrascht, daß sie im Hofe mit ihrem eigenen Kote spielt. Sie hat drei kleine zylindrische

1) Urethral: mit Harnröhre und Blase; anal: mit dem After; oral: mit Lippen und Mund als Triebquelle zusammenhängend. (Die Red. P. F.)

Stücke aufgestellt. Ihrer Mutter, die sie wegnimmt, um sie zu reinigen, heult die Kleine entgegen: „Nimm mir meine Kinderchen nicht weg!"

Über dieses Spiel könnte man die Überschrift setzen: Das anale Kind.

Als Pendant dazu: Eine Vierjährige füllt eine Flasche mit ihrem Urin, wickelt sie in Puppenkleider und bezeichnet sie als ihr Kind. — Das urethrale Kind.

Eine Eineinhalbjährige spielt mit der Strumpfkugel, sie entgleitet ihr, rollt fort. Das Kind gibt Zeichen der Verlegenheit und Betrübnis, entdeckt die Kugel wieder, rutscht ihr unter Zeichen der Freude nach, faßt sie, rollt sie absichtlich fort, um sie immer wieder freudig zu holen. — Thema: Mutter verlieren, Mutter erreichen, Abreaktion des Entwöhnungstraumas.

Ein Sechsjähriger macht an einem Abhang eine unterirdische Röhre aus Lehm, die er mit Erde zudeckt, nachher schüttet er mit einem Topfe Wasser hinein, bezeichnet den Ausfluß freudig als „Quelle", die er höchst interessiert betrachtet. Dann setzt er einen Ausguß an, bezeichnet das Ganze als „Brunnen". — Neben dem anal-urethralen Anteil mögen hier die Sexualforschung und die Überwindung von Kastrationsangst eine Rolle spielen.

Ein vierjähriger Junge, der soeben ein Geschwisterchen bekommen hat, vergnügt sich im Garten, indem er den Tulpen die Köpfe mit einem Stocke abzwickt, was er vorher nie getan hat. — Vermutlich äußern sich die Beseitigungswünsche gegen das neuangekommene Kind in dem Spiele.

Ein kleines Mädelchen, zweijährig, vergnügt sich im Bettchen mit dem Anknipsen und Ablöschen des elektrischen Lichtes. Dabei sagt sie: „Anna Tag machen — Anna Nacht machen!" — Wirkung narzißtischer Allmachtwünsche.

Pendant dazu, verknüpft mit Penisneid und Potenzphantasien urethraler Abkunft: Eine Vierjährige vergnügt sich auf dem Abort in der neuen Wohnung lange Zeit damit, daß sie den Spülzug immer und immer wieder in Funktion setzt. Die Mutter, der das lange Verweilen ihres Kindes auf dem Abort und das Wassergeräusch auffällt, geht nachsehen. Die Kleine, mit glänzenden Augen: „Bei mir kommt ebensoviel Wasser wie bei Fritz!" (Brüderchen.)

Ein Elfjähriger hat in seinen Ball ein Löchlein gemacht, füllt ihn mit Jauche, spritzt von einem Baume, auf den er geklettert ist, auf vorübergehende Mädchen. — Anal-urethrale Befruchtungsphantasie.

Ein Dreizehnjähriger geht dreimal über ein schmales Brückengeländer. Als er ungefährdet davonkommt, ist er sehr befriedigt. Über sein Spiel ausgefragt, erklärt er: „Ich habe dem lieben Gott Gelegenheit gegeben, mich zu töten. Er hat es nicht getan, also ist er mit mir zufrieden!" Es stellt sich heraus, daß der Junge unter heftigen Schuldgefühlen wegen Onanie litt. Die Onanie hatte Mutterinzest und Kastrations-

angst zum Inhalt. — Wenn Gott ihn nicht bestraft, wird ihm kein Unheil drohen, bedeutet ihm sein Spiel.

Ein fünfjähriger Junge, dessen Vater verreist ist, zieht den alten Hut und Mantel des Vaters an, nimmt seinen Stock und spielt „Auf Reisen gehn". — Da Nachricht gekommen ist, der Vater sei auf der Heimreise, bedeutet das Spiel nicht allein eine Identifikation mit dem Vater, sondern auch eine „magische Geste" im Sinne Liebermanns: Der Vater soll weiter auf Reisen sein, Wegwunsch gegen den Vater, Ödipuskomplex.

Ein Achtjähriger, im Besitze von irdenen Tierfiguren, spielt Bauer. Er legt den Kühen Verbände um den Leib und erklärt, die Tiere hätten soeben gekalbert. — Äußerung sadistischer Geburtsphantasien.

II) Gemeinsame Spiele. Spiel einer Schar von Kindern beiderlei Geschlechts im Alter von vier bis sieben Jahren. Sie nehmen von zu Hause Eßwaren und Getränke mit, gehen in den nahen Wald, machen sich dort eine Hütte aus Zweigen. Nachher wird „gekocht", gegessen und getrunken. Dann wird festgestellt, wer am höchsten an einen Baumstamm (Knaben) und wer am weitesten weg pissen kann (Mädchen). Zuletzt wird in eine Reihe gestanden und defäziert, wer den größten Haufen hat, der wird als „Vater" bezeichnet. — Abreaktion oraler, urethraler und analer Ansprüche, urethrale und anale Potenzphantasien.

Einige Kinder beiderlei Geschlechts im Alter von sieben bis neun Jahren klettern auf Bäume am Straßenrande, verbergen sich im Laube, bezeichnen ihre Sitzplätze als „Häuser". Von ihrem Standpunkte aus beobachten sie das Treiben auf der Landstraße. — Über ihr Spiel ausgefragt, erklären sie: man kann unbeobachtet die „Großen" behorchen, es ist interessant zuzuhören, was sie reden. Eine nähere Untersuchung ergibt, daß die Kinder an einem vorhergegangenen Tage den Wegknecht und einen mit ihm sprechenden Bauern belauschten, als diese Zoten rissen. — Sexualforschung.

Ein Dreizehnjähriger unterhält, als er sich unbeobachtet glaubt, seine Kameraden mit einem gefundenen bunten Seidentüchlein, wie es junge Herren in der Brustaußentasche ihres Rockes tragen. Er ahmt sie spottend nach, und unter dem heftigen Gelächter der Genossen läßt er das „Pochettlein" aus dem Hosenladen heraushängen. Dann zieht er es weg und steckt den bewegten Zeigefinger aus dem Hosenschlitz. — Exhibition.

Spiel „Der goldene Stab" oder der „Kaiserstuhl". Eine Schar von Jungen und Mädchen verbindet einem Uneingeweihten die Augen mit einem Taschentuch. Er soll mit verbundenen Augen den „Goldenen Stab" finden, den man vorher irgendwo auf dem Platze eingesteckt hat. Nachdem jedoch dem Opfer die Augen verbunden worden sind, hat man das obere Stabende rasch mit Kuhdreck oder menschlichem Kot beschmiert. Der Ergreifer des „Goldenen Stabes" wird nachher ausgelacht. — Oder man hat

einen Kuhdreck mit Laub zugedeckt, dann wird einem Opfer, das das Spiel nicht kennt, ein Taschentuch um die Augen geknüpft. Ein „Page" führt nun den „Kaiser" zum „Kaiserstuhl" und läßt ihn in den Dreck sitzen. — Anale Spiele.

In einer Ferienkolonie konnte folgendes Beispiel beobachtet werden: Die Mädchen (neun- bis fünfzehnjährig) spielen „Mütterlis". Eine winzige Porzellanpuppe steckt man der „Mutter" in die Scheide, dann kommt die „Hebamme" und zieht sie wieder heraus. Es entsteht ein Streit, ob das „Kind" mit dem Kopfe oder mit den Füßen voran zur Welt komme. Das Spiel, das die Kinder heftig aufregte, gibt später Stoff zu Diskussionen, von denen ein Lehrer etwas hört. Er fragt die Mädchen über die Ursache ihres Wortgefechtes aus, und man erzählt ihm von dem Spiele. — Sexualforschung.

Drei Jungen im Alter von dreizehn Jahren spielen das „Sklavenspiel". Es dauert mehrere Monate. Einer ist abwechslungsweise der „Herr", die beiden anderen sind die „Sklaven" und haben ihm aufs Wort zu gehorchen. Rebelliert ein „Sklave", so wird er vom Herrn und dem zweiten Sklaven schlimm verprügelt, gebunden, manchmal mit den Taschenmessern bedroht. — Allmacht- und sadistische Impulse.

Eine Schar von Jungen spielt „Mörder und Detektive". Die Mörder verbergen sich, die Detektive suchen sie. Erwischen die Mörder einen Detektiv, so wird dieser gebunden und verprügelt, und umgekehrt. Zuletzt werden die gefangenen Mörder von den Detektiven „erschossen". — Sadistische Impulse, Mordimpulse und ihre Abwehr.

*

Ich habe mich auf die Schilderung einiger selbsterfundener einsamer und gemeinsamer Spiele beschränkt. Die Untersuchung könnte fortgesetzt werden auf solche Spiele, die allgemein gespielt, entweder von den Kindern immer wieder erfunden, oder ihnen von den Erwachsenen gezeigt werden. Die einmalig erfundenen Spiele sind aber wohl die interessantesten, und da eine umfassende Psychoanalyse des Kinderspieles im Rahmen eines Aufsatzes nicht gegeben werden kann, verzichte ich auf die Anführung weiterer Beispiele.

Als Pädagoge liegt mir daran, meine Kollegen noch auf einen anderen Gesichtspunkt aufmerksam zu machen, der zum gegebenen Problem gehört.

Man kann als Führer einer Schülerklasse oft die Beobachtung machen, daß eine Kindergemeinschaft stark von einer gemeinsamen Triebregung beansprucht ist. Wenn man dies entdeckt hat, so gelingt es manchmal, der aufgestauten Triebenergie mit Spielen, die man auswählt, darbietet, dosiert, durch feinere nach und nach ersetzt, sie schließlich in nützliche Arbeit umschaltet, einen Abfluß zu schaffen.

Ein Beispiel: Schüler im Alter von vierzehn bis sechzehn Jahren regredieren, weil sie der erwachenden Genitalität keine genügende und normale Befriedigung zu gewähren imstande sind, ins anal-sadistische Stadium. Es gibt wegen einer Kleinigkeit Streite, Parteiungen, Prügeleien, wobei auch

die nicht direkt beteiligten gern und mit dem Einsatz einer Beule oder eines blauen Auges teilnehmen.

Wenn man eine solche Stauung merkt, so kann man Explosionen vorbeugen, indem man vermehrte grobschlachte Spiele machen läßt: Schinkenklopfen, „Pferdchen"-Kämpfe u. a. m., im Winter Schneeballschlachten, Eroberung von Schneeburgen. Dann ist vermehrtes Turnen, Fußball, Handball, Korbball, Schlagballspiel angezeigt, und wo sich Gelegenheit bietet, für die Schule Holz zu spalten oder den Schulgarten umzustechen, kann man diese Beschäftigungen sportmäßig organisieren.

Dabei darf man jedoch nicht in der Art vorgehen, daß man schon an den Anfang der „Behandlung" solche Spiele setzt, die große Sublimierung verlangen. Den Zeitpunkt, wo man vom gröberen zum feineren Spiel vorgehen darf, merkt man leicht; das Interesse am ersten Spiel beginnt abzuflauen, man hat genug davon, und man ist froh, ein neues beginnen zu können. Der „Reiz des Neuen" entschädigt für den Verzicht auf die größere Grobschlächtigkeit.

Bei solchen Maßnahmen des Erziehers ist allerdings immer und immer wieder eines zu betonen: das Gelingen hängt sehr vom günstigen Übertragungsverhältnis zwischen Schülern und Lehrer ab. Ohne ein solches schlagen die Experimente (wie überhaupt jede erzieherische Beeinflussung) fehl.

Endlich sei darauf hingewiesen, daß uns die Kenntnis der Kinderspiele eines Zöglings Fingerzeige geben kann für seine Berufswahl.

Ein Kind, das mit Vorliebe „anale" Spiele macht und dessen Charakter starke anale Züge trägt, eignet sich je nach seiner Intelligenzentwicklung und seiner Schulung und der speziellen Art seiner Analität zum Erdarbeiter, Bauarbeiter, Bauern, Chemiker, Bureauangestellten, weniger zum Uhrenarbeiter, Feinmechaniker, Textilarbeiter, Physiker, zum großzügigen Organisator usw.

Damit soll nicht behauptet werden, daß der Berufsberater sich einfach darauf verläßt, was für Spiele einem Kinde lieb waren oder sind, ihre Eruierung bietet ihm in seinen Untersuchungen nur eine Hilfe mehr. Unter Umständen ist sie jedoch wesentlich, und auf alle Fälle lohnt sich eine diesbezügliche Untersuchung.

# Das Archaische im Spiel

Von Dr. phil. et med. Wilhelm Hoffer, Wien

### *I) Die Knabenweihe der Primitiven im Soldatenspiel der Knaben*

Erziehung und Unterricht unserer Zeit beruhen auf der Beziehung des einzelnen Zöglings zum einzelnen Erzieher. Die natürlichen Gruppenbildungen der Kinder bekommen zwar gelegentlich praktisch-erzieherische Bedeutung, aber nur soweit, als sie in den Dienst der Erziehung jedes einzelnen Kindes gestellt werden. Man fördert den geselligen Verkehr, um dadurch eine günstigere Ent-

wicklung eines Knaben oder Mädchens zu erreichen, überläßt ein Kind einer Gruppe in der Hoffnung, daß diese ein Erziehungsresultat fördere, das in der „idealen" Einzelerziehung nicht erreichbar war, oder man gruppiert die Kinder, um sie aus Not an Erziehern dann wie ein einzelnes Erziehungsobjekt zu behandeln und sie nach Erreichung des Ziels in soviel Einzelindividuen zu teilen, als anfangs vorhanden waren. Weil die Gruppe in der praktischen Erziehung nicht Selbstzweck, sondern Mittel zum Zweck ist, konnten die bisherigen psychologischen Untersuchungen solcher sozialen Erscheinungen nicht mehr als Beschreibung der Wirkung auf das Einzelindividuum liefern.

Als Motive für die natürliche Gesellung werden ein angeborener Gesellungstrieb und Nachahmung angegeben, für Kinder der Vorpubertät auch realpraktische Motive, wie Aussicht auf erfolgreiche Konkurrenz. Diese Angaben über die Motive sind nicht nur einseitig und unzulänglich, weil der Beobachter an ein unzulängliches Material einseitig herantritt. Es liegt auch an den Schwierigkeiten jedes solchen Materials und an der Methode es zu registrieren, an der Art, wie sich solche Kindergemeinschaften bilden und wieder lösen, und wohl zum Teil auch an dem uns durch Tradition und gesellschaftlichen Brauch innewohnenden Glauben, Kinder gehörten zur Familie. Es wäre aber auch ganz falsch, die Vorstellungen von Gesellung aus dem Leben der Gesellschaften der Erwachsenen auf die Kindheit zu übertragen; im Grunde dürfen wir aber hoffen, mehr über die Gesellschaftsbildungen der Kindheit und Jugend aussagen zu können, wenn wir über die der Erwachsenen mehr wissen. Ein Beispiel dafür, daß dieser Weg aussichtsreich ist, bietet folgendes Spiel der Knaben, welches an sich wohl auch eine oberflächliche Interpretation erlaubt, aber erst durch Freuds „Totem und Tabu"[1], Reiks „Die Pubertätsriten der Wilden (Über einige Übereinstimmungen im Seelenleben der Wilden und der Neurotiker)"[2] und Erwin Kohns „Die Initiationsriten der historischen Berufsstände"[3] eine vertiefte Erklärung findet, welche auch auf die wahren Motive der Gesellung im Kindesalter hindeutet.

„Unsere Soldatenspiele", so berichten mir 1921 meine drei jugendlichen Gewährsmänner, „spielten abseits der Stadt und in ihr (einer kleinen Landstadt) an den Hügeln, kleinen Wäldern und Felsen, wo wir früher unsere Stock- und Ballspiele, dann „Gendarm und Räuber" und, was Knaben sonst noch spielen, abhielten. Einmal (im Kriegsjahr 1916) gab es eine Gruppe Zwölf- bis Vierzehnjähriger, die intensiv und von uns, die wir zum Teil noch Volksschüler waren, sehr beneidet, Soldaten spielten. Es war kein gewöhnliches Kriegsspiel, in dem zwei Parteien sich bilden, die sich suchen, aufeinander losstürzen, raufen, siegen, verlieren, Engländer und Buren — wie vor dem Krieg — oder Österreicher und Serben im Weltkrieg waren; solche Spiele hatten auch wir. Diese Gruppe hatte Militärkappen, Medaillen, einer ein Portepee, eine Schützenschnur, allerhand abgelegte oder unbrauchbare Militärausrüstungsgegenstände. Sie exerzierten nach Kommandos, die sie von Urlaubern oder Verwandten gehört hatten, bil-

1—10) Die Zahlen beziehen sich auf die Literaturangabe am Schlusse.

deten Schwarmlinien und hatten einen Samariter und zwei Mädchen mit den Binden vom Roten Kreuz, einen Train, gelegentlich auch einen Hund, der Meldungen oder ‚Munition' bringen sollte. Sie spielten fast immer nur gegen einen angenommenen Feind, stürmten die Felsen, gruben Schützengräben am Waldrand, alles unter dem Kommando eines bestimmten Knaben (eines Vierzehnjährigen). Wir durften nur von ferne zusehen, wenn wir nicht verprügelt werden wollten, wünschten uns aber sehr, mittun zu dürfen.

Bald ging unser Wunsch in Erfüllung. Wir wurden Rekruten und abgerichtet, angeschrien, mußten ‚auf und nieder' machen; wir ließen es uns gefallen, verließen aber manchmal weinend den ‚Exerzierplatz'. Nach ein paar Tagen hieß es, wir müßten ein Manöver mitmachen und würden dann vereidigt werden. Dazu wurde die Fahne mitgenommen, welche bisher bei einem der Mitspielenden verborgen gehalten wurde.

Das Manöver: Wir wurden in Reih und Glied aufgestellt, mußten marschieren und laufen, so daß mancher kaum mehr mitkonnte; es wurde viel geschimpft. Da wir zu wenig konnten, wurde das Manöver abgesagt und auf einen der nächsten Tage verschoben. Manche von den älteren Knaben erklärten, die Kleinen sind unbrauchbar, man soll uns wieder ausschließen. Dann begann das Spiel von neuem, wir nahmen uns diesmal alle sehr zusammen.

Dann hieß es, jetzt kommt die Felddienstübung. Es wurden bei einer Straße im Viereck vier Wachtposten aufgestellt und zwei Wachtposten mit den Rotenkreuzschwestern in den Wald geschickt, dort war das Lazarett. Wir bekamen die Aufgabe, im Straßengraben hinaufzukriechen, mußten uns gut decken, dann sollten wir über die Straße kriechen, dort standen einige von den Großen und schlugen auf unseren Rücken, wenn wir uns nicht genug bückten. Auf der anderen Seite der Straße ging es weiter im Straßengraben bis zu einem Wasserdurchlaß. Hier war eine Zementröhre, durch die wir Kleinen gerade noch durchkriechen konnten. Aber sie war mit Stroh und Heu und Zeitungspapier verstopft und einer der Knaben hatte noch dazu Pferdeknödel hineingesteckt, auch war es naß darin, wahrscheinlich hatten sie es angepißt. Vor dem Loch mußten wir uns gebückt sammeln, einer bekam noch in diesem Moment einen Stoß, weil er sich nicht genug bückte und wurde ausgestoßen. Dann kamen die Großen alle zusammen und stellten sich vor das andere Ende des Durchlasses in Reih und Glied auf. Wir waren sehr aufgeregt, weil man uns befahl, durch den vielleicht zweieinhalb Meter langen Durchlaß, der ja verstopft war, durchzukriechen. Wir taten es, nur um dann immer mitspielen zu können. Als wir an der anderen Seite herauskamen, leisteten die Großen die Ehrenbezeigung, die Fahne wurde hochgehalten, einer bließ, die Hand wie eine Trompete vor dem Mund, so etwas wie den Generalmarsch, wir wurden rasch in Reih und Glied aufgestellt, mußten ‚schwören zu Wasser, zu Land und in den Lüften', dann wurde noch defiliert, da waren die Rotenkreuzschwestern wieder dabei und dann war Rast."

Ein Versuch, dieses Soldatenspiel rationalistisch zu motivieren, müßte gerade an den Erscheinungen, welche als „Manöver" geschildert wurden, ansetzen und,

wie ich glaube, wohl scheitern. Denn dieses sichtlich bedeutsamste und real etwa durch bloße Nachahmung nicht erklärbare Stück des Spielinhalts, diese „Mischung von Scherz und Grausamkeit, Sinn und Unsinn, Feierlichkeit und Groteske", wie sie auch Erwin Kohn für die Initiationsriten der historischen Berufsstände anführt, machen es auch hier wahrscheinlich, eine innere Verwandtschaft mit diesen historischen Knabenweihen (Lehrlingsweihen, Ritterschlag, Burschenmachen) und denen der Primitiven anzunehmen und daraufhin zu untersuchen. Bei letzteren spielt sich der Vorgang nach Reik und auch nach Roheim[4], der sie an Ort und Stelle beobachtete, so ab, daß der mannbare Jüngling der Mutter entzogen wird, abseits der Siedlung des Stammes im Männerhaus eine verschieden lange Ausbildung im Kriegs- und Jagdbrauch, in den Stammesgesetzen und Ritualen mitmacht, um schließlich in einem feierlichen, qualvollen Beschneidungsritus „mannbar" erklärt und dadurch in die männliche Gesellschaft eingereiht zu werden. Die wichtigen Etappen des von Roheim bei den von ihm untersuchten australischen Stämmen ausschließlich gefundenen Erziehungsbrauches sind: Wegführen der Knaben von den Müttern, Unterweisung in den Stammesbräuchen, Beschneidungszeremoniell, Fest der Wiedergeburt; der Knabe erhält einen neuen Namen, kennt seine Mutter nicht mehr und der ganze Vorgang spielt sich unter strenger Separierung von den Frauen ab. Die Mütter beklagen ihre Söhne als Tote.

Während die primitiven und historischen Initiationen aller Art noch tradierte, durch Stammes- oder Standesbrauch festgelegte Riten sind, tritt in unserem Kinderspiel die Knabenweihe, sofern wir diese darin sehen wollen, als eine spontane, einmalige und vorübergehende, nicht überlieferte, wenn auch in vielen Bräuchen — wie Firmung, Konfirmation, Aufnahmeprüfung u. ä. — vorgezeichnete und rational überdeckte Kulthandlung auf.

Untersuchen wir zuerst, ob und inwieweit es sich dabei überhaupt um einen Akt der Knabenweihe handeln kann. Einer geschlossenen und exklusiven Gruppe älterer Knaben steht eine von Neid und Sehnsucht erfüllte der jüngeren gegenüber. Sie zeigen ihre Lust am Tun der Älteren etwa durch banale Nachahmung, ähnlich wie ich sie bei einer Turnergruppe älterer und jüngerer beschrieben habe [5, 6]. Vielleicht gelänge es ihnen nach ein, zwei Jahren, eine eigene, vollwertige und rivalisierende Gruppe zu bilden. Die Stammesälteren würden von der heranwachsenden Knabengeneration fortwährend in ihrem Besitze der Männervorrechte, der Kriegs- und Jagdbeute und der Frauen bedroht werden, wenn sie nicht dem drohenden Tod durch Aufnahme der mannbaren Knaben und Teilung der Frauen und des Besitzes mit ihnen begegnen würden. Auch der Schwächung ihrer Macht und ihres Einflusses durch Tod, Krankheit, oder Verwundung der starken Männer im Kampf oder bei der Jagd begegnet die Aufnahme junger Männer. In gleicher Weise erreicht auch unsere Spielgruppe in ihrem „Zuwachs" ihre Verstärkung, zugleich die Ausschaltung der Neider und Konkurrenten und schließlich auch eine Anzahl leidensbereiter Knaben, welche ihre Haut für die grausamen Impulse der Kriegsbegeisterten gern und willig zu Markte tragen. Für das Erdulden der Aufnahmebedingungen winkt die Ein-

reihung in die Gruppe der Kriegsspielenden, aus dem passiven Zuschauer darf dann der aktive Mitwirkende werden. Das Anlernen ist aber nicht bloß eine Unterweisung im Exerzieren und soldatischen Verhalten; wer durchhält, erbringt den Beweis seiner Tüchtigkeit und führt damit auch dem Älteren die Gefährlichkeit des Jüngeren vor Augen. Nur muß ihm einmal wirklich bewiesen worden sein, wie stark und mächtig die Gruppe der Älteren ist, so als könnte damit erst die volle Würde gezeigt und richtige Achtung für die Zugehörigkeit zu ihr erreicht werden. Es heißt dann, „wir haben keine Angst vor euch Knirpsen, aber wenn ihr unsere Überlegenheit anerkennt und die Prüfung, die wir euch auferlegen, besteht, dann dürft ihr zu uns gehören, Militärkappen, Pfeifen oder Schützenschnüre tragen, die wir euch bisher unbarmherzig weggenommen haben."

Aber der Sinn des Aufnahmezeremoniells ist damit noch nicht erschöpft. Es zerfällt ja wie das der Primitiven und bei den Handwerkern des Mittelalters in zwei Phasen, in eine die der Vorbereitung dient, und eine der eigentlichen Aufnahme. Da fällt uns vor allem das Verhalten gegenüber den Frauen auf. Bei den Primitiven werden die Mannbaren isoliert, wenn überhaupt, dürfen sie nur Frauen mit verhülltem Gesicht begegnen, sieht einer eine Frauenspur, so muß er darüber hinweghüpfen, die Frauen, besonders aber die Mütter der Knaben müssen ihr Gesicht wegwenden oder beim Herannahen sich verstecken. Bei den scheinbar milderen Bräuchen des Mittelalters dürfen Frauen höchstens als Zuseher dabei sein, in unserem Spiel werden sie unter sicherer Bedeckung in den Wald gebracht. Die Bedeckung dient scheinbar weniger zum Schutz vor feindlichen Angriffen als zur Abwehr der Neugierde der Rotenkreuzschwestern.

Welche Rolle spielen dabei die Mädchen und warum sollten die Knaben deren Neugierde abwehren? Bevor wir nach einer Antwort suchen, möchte ich noch einen Hinweis darauf anführen, daß bei der Knabenweihe oder dem sie vertretenden Ritus die Frauen wirklich ausgeschlossen sind.

### *II) Der Traum des Operierten als Initiationsritus.*

Bei einem jungen Mann, dem der Übergang von der Pubertät zur Erwachsenheit von selbst nicht recht gelingen will, ergibt sich im Laufe der Behandlung auch, daß er an einer Vorhautverengung (Phimose) laboriert, welche eine operative Behebung nötig macht. Nachdem die Operation seine Sorgen und Ängste vor ihr als weit übertrieben erwiesen hat, träumt er in der folgenden Nacht diesen Traum: „Ich bin im Operationssaal und werde zur Operation gewaschen. Dann treten Männer auf mich zu, werfen mich auf den Operationstisch und beginnen mich an Händen und Füßen haltend zu hobeln (ein Studentenbrauch, der darin besteht, daß der zu Exekutierende auf einem Tisch „gehobelt" wird), nebenan schärft der Professor ein großes Messer und im Moment, als er auf mich zutritt, verläßt die Krankenschwester das Zimmer und ich wache von Angstschweiß triefend auf."

Der Traum, auf dessen individuelle Analyse ich hier nicht eingehen mag, enthält wieder einige uns aus dem Pubertätsritus bekannte Elemente, die eben-

so wie die analytische Literatur dem Träumer unbekannt waren. Vor allem die Vorbereitung zur Operation, ein Gemisch von Tagesresten und grausamen Handlungen und zwar zuerst das Hobeln, eine Art Reminiszenz an Züchtigungen in der Kindheit, und schließlich die Bedrohung mit dem Messer, die Patient nicht zu Ende träumen kann und der er sich durch Angst und Erwachen entzieht. Schließlich die Entfernung der Krankenschwester gerade im Zeitpunkt der drohenden Annäherung des Professors mit dem Messer. Wenn der Initiationsritus ein Kastrationszeremoniell beinhaltet und die Angst des Operierten die Angst davor und nicht vor der Operation, so werden wir unser Spiel unschwer damit in Zusammenhang bringen können und in ihm den endgültigen Verzicht auf die inzestuös begehrte Mutter, in der Beschneidung — eigentlich Umschneidung (Circumcission) — die angedeutete Kastration. Sie hat die unbewußt bleibende Bedeutung einer Strafe für die verbotenen und verdrängten Begierden nach der eigenen Mutter und Schwester und ist das bewußte Zeichen der Freigabe des Geschlechtsverkehrs mit nicht blutsverwandten Frauen. Da sie zwei Tendenzen dient, verrät sie den gleichen Aufbau wie das neurotische Symptom, eine Übereinstimmung, die ja an den religiösen Zeremonien wiederholt erwiesen wurde. Übrigens darf wohl im Fernbleiben der Frauen das Einverständnis dieser mit den „Beschneidern“ und der Verzicht auf die mütterliche Befürsorgung gesehen werden.

Wenden wir uns nun wieder der Frage zu, warum die Mädchen vom eigentlichen Akt der Weihe, des Aufnahmezeremoniells ausgeschlossen sind. Ich habe mich bei meinen Berichterstattern darnach erkundigt, konnte aber nur die Auskunft bekommen, die ja als Rationalisierung sehr nahe liegt: im Felddienst sind die Sanitäter rückwärts. Bei den Primitiven werden strenge Verbote, die eine Begegnung der Frauen mit den mannbaren Jünglingen zu verhüten haben, als Maßnahme gegen den Inzestwunsch der Söhne und Mütter gedeutet. Es scheint mir aber, als läge darin auch ein Hinweis auf die sexuelle Einstellung der Frauen des Stammes überhaupt. Ich meine, es sei eine Maßnahme gegen die Neugierde der Frauen. Wenn die Beschneidung eine symbolische Kastration darstellt und die Vorrechte des Mannes gegenüber den Frauen auf der Hochschätzung des Genitales beruhen, dann hätten die Frauen allen Grund, sich als kastrierte Männer zu betrachten. Was aber im Ritus dargestellt wird, von dem nehmen wir an, daß es einmal bis zur letzten Konsequenz Realität war, also auch, daß die Väter der Urzeit gelegentlich ihre Söhne kastriert oder getötet haben. Das Mysterium des Weibwerdens müßte den Frauen also in der vorgeführten Kastration enthüllt werden. Dahin richtet sich die Neugierde der Frauen und in unserem Spiel analog die der beiden Mädchen. Denn daß diese eine große Neugierde für das Verhalten der Knaben zum Spiele führt, darf wohl angenommen werden. Der Sinn der symbolischen Entmannung würde nun verloren gehen, wenn die Knaben durch die Anwesenheit der Frauen zu sehr an den symbolischen, nicht tatsächlichen Vorgang gemahnt würden, die männerbündlerischen, homosexuellen Tendenzen — die ja auch ein weiterer Grund der Neugierde der Mädchen sein mögen — könnten nicht der Befriedi-

gung zugeführt werden und schließlich würden sich die Novizen dem Spott der Mädchen oder wiederum ihrer mütterlichen Fürsorge aussetzen. Und aus dem von der Mutter abhängigen Knaben den ihr überlegenen Mann zu machen, das ist ja der letzte und wichtigste Sinn des Initiationsritus.

Es bleibt nur noch den letzten Akt des „Manövers" zu erklären übrig. Von den Primitiven wissen wir, daß einzelne Stämme sich kunstvoll gebauter, maskierter Ungeheuer bedienen, in deren Maul die Knaben verschwinden müssen, um beim Hinterteil in einer symbolischen Wiedergeburt wiederzuerscheinen, beim Gesellenmachen mußte der Kandidat unter einem Schemmel durchkriechen, in unserem Spiel durch eine mit Heu, Stroh und Kot verstopfte Röhre. Sind das nicht die nämlichen Darstellungen der Wiedergeburt? Und wird der so Geprüfte nicht am anderen Ende der Röhre wie ein Neuer, Anderer mit allen Ehren empfangen? Ich meine, der psychoanalytisch Ungeschulte sollte uns bei unserer Arbeit auch in jene, abseits der psychoanalytischen Therapie gelegenen Gebiete folgen, wo der unmittelbare Effekt einer Deutung und die schließliche Heilwirkung der gesamten Arbeit an einem Kranken nicht verfolgt werden kann, wo aber die analytische Untersuchung bisher unbekanntes, wenn auch fürs erste grelles Licht verbreitet.

### *III) Das Archaische im Kinderspiel*

Die Frage nach der Entstehung unseres Knabenspiels ist weder eine ethnologische noch eine historische; Völkerkunde und Geschichte bieten uns nur Vergleichsmaterial, keine Erklärung für das Zustandekommen; denn es handelt sich hier nicht um ein überliefertes Spiel. Hingegen könnte man annehmen, daß auch in unserem Kulturkreis noch im Unbewußten des einzelnen die Fähigkeit erhalten blieb, bestimmte Erlebnisse auch unscheinbarer Art in einer aus der Urzeit vorgezeichneten Form zu erleben und darzustellen. In der pathologischen Anatomie des Menschen, also im Bereich des körperlich Organischen sind uns solche Erscheinungen bekannt. Partiell persistierende Kiementaschen z. B. kommen gelegentlich im Bereiche des menschlichen Halses vor und können unter zum Teil noch unbekannten Umständen zu einem bedrohlichen Wachstum (Karzinom, Krebs) angeregt werden. Warum sollten solche partiell persistierende, archaische Reste nicht auch im Bereiche des Seelischen zu finden sein und in welcher Form können sie in Erscheinung treten?

Das Kinderspiel ist sehr oft die Form, in der sich Archaisches kundgibt. Die Psychoanalyse, die ja von den Wirkungen der Erlebnisse, also von der Berührung des jungen Menschen mit der Außenwelt ihren Ausgang nahm, hat sich sehr früh entschlossen, diese dem Menschen innewohnenden archaischen Reaktionsformen mitzuberücksichtigen. Dem Inhalt nach sind es die Urphantasien der Menschheit und des einzelnen, der Form nach sind es die archaischen Denkvorgänge auf der magisch-animistischen Stufe, welche beim Neurotiker durch Erlebnisse zu Symptomen aktiviert werden und welche beim Geisteskranken nach Störung seiner Beziehung zur Realität eine Art Selbstheilung einleiten. Beim Kinde treten sie wohl regelmäßig im Spiel in Erscheinung. Selbst

unser rationales, logisches Denken wird von ihnen noch immer zum Teil wohl regelmäßig begleitet, zum Teil ist das Archaische im Logischen aufgegangen. Die Spielinhalte nur aus dem Erlebten verstehen wollen, hieße auf alle diese Erscheinungen verzichten.

G. St. Hall[8] formulierte von der Deszendenztheorie ausgehend eine Spieltheorie, in welcher er die Anschauung vertritt, im Spiel werden überhaupt nur atavistisch-rudimentäre Funktionen geübt. Sie verkümmern dann vor der endgültigen Reife, leben sich aber vorher im Spiel aus, so wie der Kaulquappenschwanz sich vorher entwickeln muß, bevor er verkümmert und damit als Reizmittel für das Wachstum der Beine dient, die sich anders nicht entwickeln würden. Dabei folgen im allgemeinen die Arten des Spieles in der Geschichte der Kinder aufeinander, wie die neu erworbenen Hauptbeschäftigungen in der Kulturgeschichte der Menschen. Ein anderer Psychologe Amerikas, Carr[9], vertritt in seiner Spieltheorie, der Katharsistheorie, die Meinung, daß es vorwiegend die asozialen, praktisch unbrauchbaren Triebansprüche sind, welche im Spiel zur Darstellung und Abfuhr kommen. Die Vorstellung, daß die Reste aus der Vorzeit des Menschen für die Jetztzeit überflüssig sind, bloße Denkmäler darstellen, ist irrig, der Vergleich mit den Mißbildungen am Körper, etwa mit der Schwimmhaut zwischen zwei Fingern eines Neugeborenen, nicht zutreffend. Archaische Züge lassen sich im Körperlichen wie im Seelischen überall nachweisen, es kommt nur auf die Feinheit der Methoden an.

Bei der Sprache des Spiels und den sie vermittelnden Schriftzeichen, den Spielhandlungen, ist es eine von Generationen immer wieder nachgezogene Schrift, so wie Grabsteine aufgefrischt werden, und oft geht der ursprüngliche Sinn dabei verloren. Die Puppe z. B. ist ein bei allen Völkern und zu allen Zeiten bekanntes Spielzeug. Sie fehlt nur dort, wo die Mädchen sehr früh zur Kinderpflege herangezogen wurden. Dies hing nicht nur davon ab, ob die Mütter anderer Beschäftigung nachgehen mußten; die unbewußte Einschätzung des Kindes, ob es Gemeinbesitz des Stammes oder ein böser Dämon war, ob es von den Müttern gegen die Väter geschützt werden mußte, waren mit dafür entscheidend. Die Zaubervorstellungen, die am Kind hafteten, wurden auf viel harmlosere Dinge, auf Hölzer oder Stoffe übertragen, und in ihnen erstarrten diese archaischen Vorstellungen, um sich bis heute im Spielzeug zu erhalten. An der Hand einzelner Spiele könnte man den Weg verfolgen, der von der Urzeit zum Kinderspiel führt. Was im Kinderspiel dargestellt wird, war einmal Realität, Vatermord, Inzest, Frauenraub und Kindertötung. Von der realen Ausführung ging man zum religiösen oder Volksfest, zu den Kulthandlungen über. Dann wurden diese zum Spiel der Erwachsenen; sie wurden von Dichtern in den Mythen, Sagen und Märchen dargestellt und schließlich von den Kindern in ihr Spiel übernommen.

In seiner bekannten psychoanalytischen Untersuchung über das Kinderspiel[10] stellt Pfeifer einen Zusammenhang zwischen dem Spiel „Fuchs ins Loch“ und einem australischen Befruchtungszauber her, vergleicht es mit der unbewußten Bedeutung mythologischer und historischer Bräuche und kann z. B. zeigen,

daß auch bei der Gründung der Freistätten für Verbrecher zuerst die Sexualvergehen, der Inzest, seine Abwehr und Bestrafung beteiligt waren. Die alten Vorschriften für das religiöse Zeremoniell, die strengen Stammesbräuche sind in den Zwangshandlungen der Kranken wiederzufinden, worauf auch Pfeifer aufmerksam macht, indem er das „Zwanghafte" der Spielregeln unterstreicht. In allen unseren Kreis-, Hüpf- und Pflockspielen dürfen wir Reste der alten Kulthandlungen vermuten, und die von ihnen ausgehenden seelischen Wirkungen werden sich in Andeutungen beim Kinde so einstellen, wie sie in den ekstatischen Tänzen Primitiver ihren Ausdruck finden.

Nicht vergessen sei hier das Spielzeug für kleine Kinder, das eine uralte Tradition unseren Kindern zu erhalten versucht. Sollen diese verschiedenen Geräuschwerkzeuge nur der Übung der Sinne dienen, ist die historische Vorzeit nicht auch sonst voll von mystischen Vorstellungen und Zaubergesten in Bezug auf die frühe Kindheit, daß wir in den Schlattern und Klingeln, Pfeifen und Trompeten nicht auch Reste der animistisch-magischen Vorzeit sehen könnten, in der die Lärminstrumente gefürchtete Zauberinstrumente waren? Bekommen die Allmachtsgefühle der kleinen Kinder nicht auch in ihnen einen sichtbaren Ausdruck, sind diese Kinder nicht auch Medizinmänner, Zauberer? Das Verhalten erwachsener Zwangskranker, die Zauberformeln und Zaubergesten, an welche eine gewisse innere Beruhigung geknüpft ist, erst recht die Schöpfungsphantasien der Geisteskranken und die Produkte ihrer Halluzinationen können solche Annahmen stützen. Es ist freilich kaum möglich, mehr als einen gelegentlichen Beweis für die Berechtigung solcher Annahmen zu erbringen. Wenn wir die Bedeutung frühkindlicher Erlebnisse dem Erzieher beweisen wollen, fordern wir ihn zur eigenen Analyse, zur Beobachtung der Kinder und zur Analyse Erwachsener auf. Wohl ist das Archaische von zuviel Schichten überlagert, mit dem später Erlebten zu sehr vermengt, als daß es planmäßig herausgestellt werden könnte. Trotzdem kann seine Bedeutung nicht übergangen werden, weil 1. die Spiele nicht ganz verständlich würden und 2. in ihm das Historische des Ödipuskomplexes wiederzufinden ist, von dessen weiterer Gestaltung bekanntlich Gesundheit oder Krankheit, Erziehungserfolg oder Mißerfolg abhängig sind.

### Literatur


1) Freud: „Totem und Tabu." Ges. Schriften, Bd. X.

2) Reik: „Das Ritual." Int. Psa. Verlag, Imago-Bücher, XI, 1928.

3) „Vom Gemeinschaftsleben der Jugend." Beiträge zur Jugendforschung. Herausgegeben von Dr. Siegfried Bernfeld. Int. Psa. Verlag 1922.

4) Roheim: „Psychoanalyse primitiver Kulturen." Imago, 3—4, 1932.

5) Hoffer: „Über wissenschaftliche Grundlagen der Pädagogik des Kinderspiels." Diss. Wien 1921.

6) Hoffer: „Ein Knabenbund in einer Schulgemeinde", in Nr. 3 der „Literatur".

7) Ferenczi: „Entwicklungsstufen des Wirklichkeitssinns." Bausteine zur Psychoanalyse, Bd. I, Int. Psa. Verlag.

8) Hall: „Adolescence" Appleton. New York 1924.

9) Carr: „The survival of play values." Colorado 1902.

10) Pfeifer: „Äußerungen infantil-erotischer Triebe im Spiel." Imago 1919.

# Die geköpfte Puppe

## Von Dr. Alfhild Tamm, Stockholm

In einer sehr harmonischen Familie, in der die beiden älteren Kinder frühzeitig aufgeklärt wurden, erwartete man Familienzuwachs. Das kleine Töchterchen Elsa, dreieinhalb Jahre alt, bekam zu Ostern eine kleine Puppe. „Dies ist das neue Brüderchen", sagte sie sofort und begann mit derselben zu spielen. Nach etwa einer Stunde war es ihr, die sonst mit Spielsachen sehr achtsam war, gelungen, die Puppe zu köpfen. Ihre Mutter bot sich an, dieselbe wieder ganz zu machen, was Elsa jedoch energisch abwies; ja, sie warf die einzelnen Teile sogar weg. Im September wurde das erwartete Kind, ein Schwesterchen, geboren. Als der Vater in einem unbedachten Moment seine Enttäuschung darüber zeigte, daß das Neugeborene kein Junge war, lief Elsa weinend zu der Mutter und fragte, warum der Vater keine Mädchen haben wolle? Die Mutter suchte sie zu beruhigen, indem sie ihr erklärte, daß der Vater gerne abwechselnd Mädels und Jungens haben möchte. Elsa behandelte die kleine Schwester von Anfang an sehr liebevoll, obgleich ihre Zärtlichkeiten von recht heftiger Art waren. Sie wollte ihrer Mutter in nichts nachstehen, nahm eine große Puppe und behandelte diese nun wie ein Wickelkind. Besonders energisch besorgte sie die Reinigung der Puppe. Jedesmal, wenn die Mutter die kleine Schwester versorgte, wusch Elsa ihre Puppe, schmierte sie mit Salbe ein und puderte sie mit großer Sorgfalt. Gleichzeitig nahm sie an allen möglichen häuslichen Beschäftigungen teil, in denen sie sich besonders auszuzeichnen versuchte.

Anfang Oktober, Elsa war nun gerade vier Jahre alt, kam sie in einen Kindergarten. Nach einigen Tagen bemerkte die Lehrerin, daß die Kinder sich lebhaft darüber unterhielten, wie die kleinen Kinder zur Welt kämen. Einige sprachen vom Storch, andere meinten, daß eine gute Frau oder ein Engel die Kinder brächte. Schließlich wandten sie sich an Elsa, die nun als Sachverständige betrachtet wurde. Diese antwortete: „Oh! d i e bekam ja Mutti im Krankenhaus!" Mehr konnte die Lehrerin von der weiteren Unterhaltung nicht verstehen, begriff aber, daß es sich fortfahrend um dieselbe Sache handelte, und daß Elsa ihnen also mitteilte, was sie darüber wußte. Nach diesem Gespräch mit Elsa schienen sich die Kleinen beruhigt zu haben. Im Kindergarten trat Elsa als mütterliche Beschützerin der Kleinsten auf, hantierte dabei aber mit solcher Heftigkeit, daß von einigen Eltern der Kleinen Klagen über sie einliefen. Beim Aufwaschen des Kaffeegeschirrs (die Kinder bekamen Schokolade zu trinken), welches sie während des ganzen Winters im Kindergarten übernommen hatte, war sie dagegen so vorsichtig, daß nicht ein einziges Stück entzwei gegangen war.

Mitte Mai kam Elsa plötzlich zu der Lehrerin mit der Frage: „Bitte, sagen Sie mir, woher die kleinen Kinder eigentlich kommen?" Die Lehrerin antwortete: „Hast du denn nicht deine Mutter darnach gefragt?" — „Ja", ant-

wortete die Kleine. „Und was hat sie dir gesagt?" Antwort: „Daß die Kinder im Leibe der Mutter wachsen und dann nach einer Zeit heraus kommen." Die Lehrerin erklärte ihr, daß dies vollkommen richtig sei und frug Elsa, warum sie, die ja die Sache wisse, auch sie frage? Die Antwort darauf: „Die Leute äußern sich so verschieden darüber!"

Bei der ersten Puppenepisode hat Elsa sehr wahrscheinlich ein gut Teil aggressiver Gefühle gegen das zu erwartende Kind abreagiert. Die Äußerung des Vaters war offenbar eine große Enttäuschung für sie. Hierauf reagierte sie mit dem Versuche, sich auf alle Art und Weise mit der Mutter zu identifizieren, um so die Gunst des Vaters, der die Mutter sehr liebte, zu gewinnen. Die Mütterlichkeit ihren jüngeren Kameraden gegenüber war aber von einem starken Sadismus gefärbt.

Diese Geschichte beweist wieder, wie sehr früh die Kinder anfangen, über das Entstehen des Menschen nachzudenken und miteinander über dieses Thema zu sprechen. Weiter zeigt sie, daß eine mit Vorsicht und Takt gehandhabte zeitige Aufklärung meist sehr notwendig ist. Die Furcht, den „schlafenden Leu zu wecken", hat keine Berechtigung. Elsas Ausfragen der Lehrerin zeigt, wie gefährlich es ist, die Kinder zu belügen. Sicher wäre das Vertrauen zu ihrer Mutter schwer gestört worden, falls diese das Kind hinters Licht geführt hätte. Auch können wir hierbei wieder lernen, wie sowohl zärtliche als auch aggressive Triebregungen im kindlichen Spiel zur Äußerung kommen und das Überwinden von Konflikten erleichtern.

# Magie im Kinderspiel

## Von Hans Zulliger, Ittigen (Bern)

An anderem Orte[1] habe ich nachgewiesen:

1) Im Kinderspiel liegt ein libidinöser Triebdurchbruch verborgen;

2) daraus entspringt der Lustcharakter des Spiels; zur Lust an der Triebsättigung kommt noch die aus dem Ödipuskomplex stammende „Lust am Verbotenen";

3) im Durchbruch des Triebanteils ist der Drang nach Eigenwillen investiert;

4) das unentwickelte Ich des Kindes wirkt an der Spielgestaltung, bzw. Spielauslese insofern mit, als es eine ziemlich primitive, aber immerhin maskierte Triebbefriedigung zuläßt und das Spiel zu einem Kompromiß zwischen den Trieb- und seinen Ich-Ansprüchen macht;

5) darin kann man ein Stück soziale und Realitätsanpassung sehen;

6) das Spiel bedeutet eine symbolische, den Symptomhandlungen nahe verwandte Abreaktion;

1) „Zur Psychologie des Kinderspiels." Diese Ztschr. Seite 223.

7) ökonomisch erfolgt im Spiele Triebentspannung, Unlustvermeidung, häufig auch Umwandlung von Angst in Lust[1].

In zahlreichen Kinderspielen kann beobachtet werden, daß sich der symbolische Inhalt zum magischen Geschehen steigert. Der magische Sinn zeigt sich in selbsterfundenen Spielen und Spieldetails besonders augenfällig.

Herbert Silberer[2] unterscheidet zwei Arten von Magie. Der sogenannte Sympathiezauber, die kontagiöse Magie „beruht auf der durch Berührung hergestellten sympathetischen Verbindung zweier Dinge", während der Analogiezauber, die imitative Magie, dadurch vollzogen wird, „daß man den beabsichtigten Zweck imitiert".

Beide Arten von Magie lassen sich in Kinderspielen deutlich feststellen.

*a) Spieldetails mit kontagiöser Magie*

In einer Ferienkolonie von neun- bis fünfzehnjährigen Jungen konnte ich beim Kegelspiel beobachten, daß zuerst einer, dann mehrere der jüngeren Knaben vor dem Wurf sich an einem in die Erde eingerammten Pfahl mit der linken Hand festhielten und sich dreimal darum herum bewegten; die Hand durfte nicht weggenommen werden, bis die andere die Kugel gefaßt hatte.

Diese Spielnuance war so auffällig, daß ich mich nach ihrem Sinn erkundigte. Man erklärte mir die genaue Regel, und daß das Zeremoniell ein Zaubermittelchen sei, um viele Kegel zu treffen.

Die älteren Teilnehmer belächelten dieses Spieldetail der jüngeren. Sie spotteten reichlich darüber, und einst, als ich zufällig in die Nähe der Spielenden kam, hörte ich, wie ein Fünfzehnjähriger mit entsprechenden Gesten zu einem Kleinen sagte: „Halte du dich an deinem eigenen Pfahl — aber gelt, der ist halt noch gar klein!"

Das Detail des Sich-am-Pfahle-Haltens bedeutet also die magische Besitzergreifung eines mächtigeren Penis, der dem Spieler eine größere Potenz verschaffen soll.

Dabei war verwunderlich, wie stark die Suggestion wirkte. Es kam nicht selten vor, daß die Gruppe der jüngeren Spieler die kräftigeren, älteren Jungen besiegte.

Um dies zu erreichen, wurde noch ein weiteres magisches Spieldetail benutzt. Sobald einer der älteren Knaben ans Werfen kam, machte ein

---

1) Melanie Klein gibt an, daß die Umsetzung von Angst in Lust ein allgemeiner und grundlegender Mechanismus des Kinderspieles sei („Erwachsenenpsychologie im Lichte der Kinderanalyse", Vortragskurs in London, 1927).

2) Herbert Silberer: „Der Aberglaube", Schriften zur Seelenkunde und Erziehungskunst. Heft VIII. Bern, 1923.

jüngerer in der Querrichtung der Kegelbahn durch die Luft die Gebärde des Abschneidens und rief: „Ssst, Häx!" (= Hexe).

Der Sinn ist leicht zu erraten. Es handelt sich um eine magische Kastration des Werfenden. Das Detail ist eine Art Erweiterung des ersten, oder auch seine Fortsetzung, seine logische Folgerung.

Nachdem der Sinn des Pfahlhaltens durch den Fünfzehnjährigen intuitiv erraten und mit seinen ironischen Worten ausgesprochen und lächerlich gemacht worden war — vielleicht auch darum, weil man gemerkt hatte, daß ich Zeuge geworden — gaben die Jüngeren dieses Spieldetail auf. Das zweite („Ssst, Häx!") wurde noch einige Zeit beibehalten. Wahrscheinlich deshalb, weil sein Sinn nicht offenbar war.

Bald darauf jedoch wurden beide Details durch zwei andere ersetzt. Bevor die Kugel angefaßt wurde, gab ihr der Spieler einen klatschenden Klaps mit der flachen Hand und sagte: „Willst du gehorchen!" Traf sie hierauf nicht in der gewünschten Weise, so wurde sie ausgescholten und erhielt einen Fußtritt, wenn sie zurückgerollt war. Und jedesmal bevor einer der älteren Jungen ans Werfen kam, wurde die auf zwei schräggelegten Latten zurücklaufende Kugel unterwegs von den jüngeren einen Augenblick lang aufgehalten. Dies bewirkte (sollte bewirken), daß sie nachher beim Wurf aus der Bahn lief (dann gelten die Treffer nicht), oder daß sie den Eckkegel und den „König" nicht trafen (dann sind andere Treffer ungültig), oder daß überhaupt nichts getroffen wurde.

Spielten die Knaben unter sich, dann verwendeten die jüngeren den geschilderten „Zauber" gegen die älteren. Wenn die Lehrer oder andere Erwachsene mitspielten, so wurde das Mittel von allen Jungen ausgeführt.

Auch diese beiden Spieldetails haben einen kontagiös-magischen Charakter. Die Kugel, die angesprochen und geklapst wird, ist gleichsam als Diener aufgefaßt, dessen Gehorsams man sich versichert. Der schlagende Junge benimmt sich etwa wie ein Erwachsener einem Kinde gegenüber, das er sich durch Prügel, durch die Andeutung seiner körperlichen Überlegenheit, durch Drohungen gefügig macht. Und indem der Spieler die rücklaufende Kugel aufhält, zeigt man ihr mit einer „magischen Geste", was sie zu tun hat, sie soll von ihrem Ziele abgelenkt werden.

Es ist wahrscheinlich, daß in einer tieferen Schichte des Seelischen auch diese neuen Details einen sexualsymbolischen Sinn haben. Denn sie sind ja ein Ersatz für die aufgegebenen Zaubermittel, die eines Inhaltes von dieser Qualität nicht entbehrten, wie wir gesehen haben. Es besteht jedoch noch ein anderer Grund zu unserer Vermutung. Das Kegelspiel dient der Abreaktion von Ödipusphantasien. Im Falle unserer Ferienjungen konnte das Spiel in mehr als nur in einer Beziehung dem genannten Zwecke dienen. Es galt, die Älteren — ältere Kameraden oder Erwachsene — zu besiegen. Und es handelte sich darum, einen „König" (= Vater) zu stürzen. „Kegel" hat bis heute den Sinn von „Kindern" bewahrt („Kegel" waren bei den alten Germanen die Kinder der Nebenfrauen. „Mit

Kind und Kegel", dieser Ausdruck rettete sich bis in unsere Zeit). Die Form der Kegel entspricht derjeniger kleiner Menschen. Ich konnte mehr als einmal Wirtskinder beobachten, die im Kegelries spielten und die Kegel als „Puppen" behandelten. Das Kegelspiel kann der Abreaktion des „Ödipuskomplexes in der zweiten Generation" dienen, die Aggression richtet sich gegen Mitspieler (= ältere Geschwister). Wenn die Kugel als der Penis des werfenden Spielers aufgefaßt wird, den man ins rautenförmige, von einer Hecke eingezäunte „Ries" (= Vagina) hineintreibt, so entsprechen die Kegel, an deren Stehenbleiben die Gegenpartei ein Interesse hat, Kindern oder Penissen der Gegenspieler, die man beseitigen will.

Unsere kleinen Spieler geben uns jedoch keine direkten Anhaltspunkte für eine derartige Deutung, und wir wollen nicht darüber diskutieren. Uns interessiert der magische Hintergrund der vier aufgezählten Spieldetails, den wir mit aller Deutlichkeit wirksam sehen. Mittels sympathetischen Zaubers, in einem Falle mit Analogiezauber (das Aufhalten der zurückrollenden Kugel), setzt man sich in den Besitz des Spielerglücks, einer übermächtigen, sieghaften Potenz und kastriert die Gegenpartei. Was getan wird, kann nicht nur als Symbolik aufgefaßt werden, die Handlung wirkt sich in einer Umänderung der Realität aus, unsere Spieler „leben" darin und „glauben" daran. Das ist Magie!

### *b) Spiele mit imitativer Magie*

Eine Dame berichtet mir, daß sie zur Kirschenzeit die Gewohnheit habe, stundenlang einen Kirschenstein im Munde aufzubewahren. Sie erinnert sich, daß sie dies, gemeinsam mit ihren Schwestern und ihrem älteren Bruder, schon im Schulalter machte. Es war eine Art Wettspiel; wer seinen Stein am längsten behalten konnte, und wem man es beim Reden nicht anmerkte, der war der Sieger.

Im Zusammenhang mit diesem Berichte erzählte sie: „Wir pflegten uns als Kinder oft mit den Kirschen, die wir zum Nachtisch bekamen, vors Haus auf ein Mäuerchen zu setzen, um dieselben unter Wahrung gewisser Spielregeln zu verzehren.

Es konnte sich darum handeln,

die Kirschensteine möglichst weit auf die Straße hinauszuspucken,

oder in kürzester Zeit eine gewisse Anzahl Kirschen zu essen und die Steine fortzuspucken,

oder möglichst schnell eine Kirsche am Stiel mit den Lippen zu erfassen und in den Mund zu ziehen, ohne die Hände zu brauchen, das Fruchtfleisch abzunagen, ohne Stiel und Stein ganz zu trennen und den Stein am Stiele wieder zwischen den Lippen zu halten,

oder möglichst viele Kirschensteine im Mund zu behalten und auf einmal mit großem Gepuste auszuspucken.

Es kann wohl nicht von ungefähr sein, daß mir im Gedanken an dieses Spiel Erinnerungen an ein früheres auftauchen. Es handelte sich auch hier um einen Wettstreit mit dem etwas älteren Bruder:

Wir wollten sehen, wer seinen Urin am weitesten wegspritzen konnte, oder wer am meisten produzieren konnte,

oder wer am meisten Lärm machen konnte bei diesen Vorgängen, es konnte auch geforscht werden, wer am höchsten urinieren konnte, was sich an einer Mauer kontrollieren ließ —

nicht in allen Fällen mag der Bruder den Wettstreit gewonnen haben!"

Der Fall, wo der Bruder den Wettstreit beim Urinieren nicht gewann, ereignete sich dann, wenn es sich um den Lärm, um das Weitwegurinieren und oft auch um die produzierte Menge handelte.

Diesem entspricht beim Spiel mit den Kirschensteinen, das ja nichts anderes als einen etwas „zivilisierteren" Ersatz für das ursprünglichere (von den Pflegepersonen mit Verbot belegte) Spiel mit dem Urin bedeutet, das Weitwegspucken der Steine, das in bestimmter Zeit verzehrte Quantum der Kirschen und das Fortspucken möglichst vieler Steine mit großem Gepuste.

Wir wundern uns nicht, wenn uns die Dame berichtet, daß ihr besonders jene Spielformen Lust bereiteten, wo sie „siegen" konnte, und dies sind die oben angeführten Fälle.

Es ist leicht zu erraten, das an der Wurzel dieser Spiele der Penisneid und die Kastrationsangst liegen. Es wäre beizufügen, daß die Erzählerin während ihrer ganzen Kindheit unter diesem Zeichen stand: Der geliebte Bruder war ihr in jeder Hinsicht das beneidete Vorbild, sie suchte seine typisch männlichen Beschäftigungen nachzuahmen und verzichtete als Sechzehnjährige nur mit Mühe darauf, nicht wie er studieren zu können. Bis zum Eintritt der ersten Menses, die unter ziemlich schweren hysterischen Reaktionserscheinungen vor sich gingen, nahm das Mädchen seine Weiblichkeit überhaupt nicht zur Kenntnis. Es fühlte sich als Junge und wurde dabei von seinen Eltern insofern unterstützt, als diese sich vor ihm dahin äußerten, es hätte eigentlich ein Bub werden sollen.

Was hier aus der Kindheitsgeschichte unserer Berichterstatterin beigefügt worden ist, macht uns die erzählten Spiele verständlicher.

Sie bedeuten nichts weniger als die Negierung der Weiblichkeit und den magischen Beweis für den Besitz eines Penis.

Das Wegtreiben des Urins und seines späteren Ersatzes, der Kirschensteine, heißt für das im Spiel dem Brüderchen überlegene Mädchen: „Sieh her, ich besitze einen Penis, der mächtiger ist als der deine!"

Aber auch die anderen Spielarten sollen der Kleinen die Existenz eines Penis und die größere, die männliche Potenz beweisen.

Es wäre nicht unmöglich, daß im Wegspucken noch ein weiterer Gedanke verborgen liegt, der auch zauberischer Art ist und einer „magischen

Geste" im Sinne Liebermanns[1] entspricht: „Mache, Bruder, was ich dir vorzeige, wirf deinen Penis von dir!" Für eine solche Deutung fehlt uns aber der direkte Beweis. Bei der Mehrdeutigkeit psychischer Phänomene schließt die eine Deutung die andere nicht aus.

Auch in diesen Spielen wird Angst, Kastrationsangst, in Lust verwandelt, und die Tatsache, daß die Erzählerin noch heute während der Kirschenzeit die Gewohnheit hat, einen Stein stundenlang im Munde zu behalten, rückt die Bedeutung der angeführten Kindervergnügen, deren Resterscheinung die Gewohnheit ist, in ein besonderes Licht.

Die Spiele sind wiederum mehr als nur der symbolische Ausdruck eines Wunsches. Wie bei den erzählten Beispielen bei den kegelspielenden Jungen wird die Realität durch Zauber verändert. Das Mädchen lebt, erlebt die verwandelte Realität, und es glaubt daran. Wir haben es also bei diesen Urin- und Kirschensteinenspielen mit Fällen von imitativer Magie zu tun.

Es sind hier absichtlich Spieldetails und Spiele untersucht worden, die beide Arten von Magie nachweisen lassen, gleiche oder ähnliche Motive haben und von Kindern beiderlei Geschlechtes handeln. Meine Berichte wollen dazu anregen, andere Kinderspiele unter dem Gesichtswinkel ihres „magischen" Inhaltes zu überprüfen, Spiele, die nicht im infantilen Penisneid oder durch den Ödipuskomplex begründet zu sein brauchen.

---

# Ein Kind beim Spiel

## Von Dorothy Burlingham, Wien

Gerti ist eine siebenjährige Patientin, die wegen hartnäckigen Daumenlutschens und anderer Schwierigkeiten längere Zeit in Behandlung war. Sie ist außerordentlich schwer zum Sprechen zu bringen, hat aber die Fähigkeit, ihre Gedanken in sehr durchsichtigen Handlungen zu äußern. Im folgenden ein Beispiel für ihr Verhalten. Ich fange an, mit ihr zu spielen, und wähle Knips, ein Spiel, bei dem jeder der beiden Mitspieler eine Anzahl kleiner runder Steine hat, die er auf die Steine des Gegners springen läßt, um sie „totzumachen" und wegzunehmen. Gerti sitzt mir gegenüber auf einem kleinen Sessel. Sie benimmt sich sehr still und wohlerzogen. Ich lasse sie die Wahl zwischen den roten und schwarzen

---

1) Terminus von Liebermann, umschrieben anläßlich seines Vortrages über monosymptomatische Neurosen auf dem Kongreß der IPV in Salzburg, 1924; „Eine therapeutisch wichtige Determinierung des (Mono-) Symptoms zeigt, wie der Kranke es im Sinne einer magischen Geste verwendet, um demjenigen, auf den er seine Neurose jeweils richtet, gleichsam vorzumachen, wie derselbe leiden oder zugrunde gehen soll." — Der Terminus „magische Gebärde" stammt von Ferenczi und wurde von ihm zur Charakterisierung eines Stadiums in der Entwicklung der kindlichen „Allmacht" verwendet. („Entwicklungsstufen des Wirklichkeitssinnes." Intern. Zeitschr. für PsA., Bd. I, 1913.)

Steinen des Spieles treffen. Sie sagt: „Nimm du die Schwarzen, nein, die Roten!" Wir fangen an zu spielen. Jedesmal, wenn sich einer meiner Steine in einer gefährlichen Situation befindet, dirigiert sie den ihren entweder weit über meinen hinaus oder in die entgegengesetzte Richtung, so daß ich immer gewinnen muß. Nach einer Weile sage ich beiläufig: „Mit dir spielt es sich ganz komisch. Die anderen Kinder, mit denen ich spiele, wollen immer gewinnen." Sie antwortet nichts, aber sie gewinnt die nächsten sechs Spiele, ohne je einen meiner Steine zu verfehlen.

Bei einer Wiederholung desselben Spiels am andern Tag will sie nur die gelben und grünen Steine benützen. Im Verlauf des Spieles wird sie aufgeregt, steht auf und verfolgt jeden einzelnen Zug mit gespannter Aufmerksamkeit. Sie hat den Finger im Mund und lutscht immer stärker, je mehr sie sich in das Spiel vertieft. Wenn ich ihren Stein nicht treffe, läßt die Spannung nach, sie läßt den Finger aus dem Mund fallen und setzt sich ruhig auf ihren Platz zurück. Nehme ich aber einen ihrer Steine, dann fängt sie in immer steigender Aufregung an, sich in den Finger zu beißen. Trotzdem kann sie nicht vertragen, daß ich mehrmals hintereinander verliere. Sie macht dann ein unglückliches Gesicht und sagt: „Diesmal mußt du aber gewinnen." Ich wiederhole mehrmals, daß die andern Kinder sich ganz anders benehmen als sie: sie freuen sich, wenn sie gewinnen und sind nur unglücklich, wenn sie verlieren.

Ihre Aufregung steigert sich mit der Fortsetzung des Spiels. Wenn sie glaubt, daß ich es nicht merke, springt sie mit ihrem Stein öfter als ihr zukommt oder schiebt ihn heimlich in eine günstigere Stellung. Wenn sie sich beobachtet fühlt, ist sie höchst rücksichtsvoll gegen meine Steine. Je mehr sie aber vom Spiel gefangengenommen wird, desto offener beschwindelt sie mich, schiebt ihre Steine, wohin es ihr gerade paßt, und behauptet immer wieder, daß sie an der Reihe ist. Wenn sie verliert, stampft sie jetzt mit den Füßen und beschimpft mich, behauptet, daß ich geschwindelt habe, wirft sogar die Steine zusammen und weigert sich weiterzuspielen. In dieser Phase lutscht sie nicht mehr. Sie ist jetzt nur unglücklich, wenn sie verliert; wenn sie gewinnt, glänzen ihre Augen, und sie prahlt triumphierend mit ihrer Geschicklichkeit.

Versuchen wir, Gertis Verhalten mit unserem Verständnis zu verfolgen.

Wir sehen vor allem, was für eine gute Kinderstube Gerti gehabt hat. Sie weiß genau, wie sie sich benehmen soll, und macht zu Beginn des Spieles den Eindruck eines Musterkindes. Sie zeigt aber schon bei der ersten Gelegenheit, wie schwer es ist, so musterhaft zu sein. „Nimm du die Schwarzen." In Gertis Sprache, die ich bei anderen Gelegenheiten verstehen gelernt habe, bedeutet schwarz das Totsein. Sie wünscht mir also, daß ich oder meine Steine totgemacht werden sollen, erschrickt aber sofort über diesen Gedanken, nimmt ihn zurück und versucht, ihn dadurch gutzumachen, daß sie selbst die schwarzen Steine nimmt und sich so für ihre bösen Wünsche bestraft.

Warum muß sie meinen Steinen so vorsichtig ausweichen und kann sie erst nach meiner harmlos geäußerten Bemerkung treffen? Das ist nicht schwer zu verstehen. Ihr Wunsch, zu gewinnen und meine Steine zu beseitigen, ist so

groß, daß sie Angst vor ihm bekommt. Sie ruft schnell ihre gute Erziehung zu Hilfe und ist auf diese Art imstande, das Gegenteil von dem zu tun, was sie tun wollte: sie rettet meine Steine. Wie ich aber sage, daß andere Kinder gerne gewinnen, und das gar nicht so arg zu finden scheine, lohnt es ihr plötzlich nicht mehr, sich so mit der Überwindung ihrer Wünsche zu plagen, die guten Lehren ihrer Erziehung verlieren die Macht über sie und sie kann das tun, was sie wirklich tun will: sie kann mich besiegen — und es fehlt ihr durchaus nicht an Geschicklichkeit.

Am nächsten Tag scheint sie den Konflikten des Vortages ausweichen zu wollen und wählt die gelben und grünen Steine. Sie ist lange nicht mehr so wohlerzogen und versucht ihre Gefühle nicht mehr so sorgfältig zu verbergen. Sie fängt sogar an zu lutschen. Sie lutscht immer, wenn sie in eine Stimmung ängstlicher Erwartung gerät und sich vor einer Enttäuschung fürchtet. Sie hat die gewöhnlichen Enttäuschungen der Kindheit hinter sich und hat unter ihnen die Enttäuschungen und Versagungen am Ende der Säuglingszeit, den Entzug der Mutterbrust und der ausschließlichen Fürsorge der Mutter besonders schwer genommen. Ihre Wünsche und Gedanken kehren immer wieder in den verschiedensten Verkleidungen in diese glückliche Vorzeit zurück. Sie spielt zuzeiten in der Analyse stundenlang, daß sie ein Wickelkind ist, das noch nicht gehen und sprechen kann, zu einer andern Zeit bringt sie mir eine Photographie, auf der sie als lockenköpfiges Baby zu sehen ist, schildert mir, was für ein reizendes Kind sie war, ehe ihre Mutter ihr die Haare geschnitten hat, und sagt, wie gerne sie wieder so aussehen würde. Wenn jetzt im Spiel die Versagung wirklich eintritt, wenn sie verliert und der Gegner gewinnt, dann fängt sie an, sich zu beißen. Sie wollte wahrscheinlich als kleines Kind in ihrer Enttäuschung die Mutterbrust beißen, die sich ihr versagt hat; in der Gegenwart wendet sich ihre Beißaggression aber gegen die eigene Person, nicht gegen den Gegner.

Trotzdem kann sie sich noch immer nicht über das Gewinnen freuen. Sie ist zu sehr gewöhnt, daß man in der Welt, in der sie lebt, für die Erfüllung seiner Wünsche bestraft wird. Sie braucht Bestätigung von außen her, ehe sie sich zu dem nächsten Schritt entschließen kann. Aber es genügt ein Mindestmaß an Aufforderung von meiner Seite, um einen Sturm von Angriffs- und Gewinnlust in ihr zu entfesseln. Jetzt läßt sie auch das unfairste Mittel nicht mehr unversucht, um ihren Zweck zu erreichen. Ihre Wohlerzogenheit schmilzt vor der Intensität des Wunsches, den Gegner zu besiegen; sie läßt sich selbst nichts mehr geschehen und verteidigt ihre Steine mit derselben Zähigkeit, mit der sie meine vernichtet. Wir fragen uns, warum sie nicht mehr lutscht. Das Spiel bietet ihren Triebwünschen viel direktere und bessere Ausdrucksmöglichkeiten als das Lutschen und macht es überflüssig. Das heißt: Sie lutscht, wenn sie enttäuscht ist, beißt, wenn sie Rache nehmen möchte, und sie hört auf zu lutschen, wenn es ihr gelingt, ihren Zorn in anderer Weise zu äußern.

Die Beobachtung Gertis beim Spiel hat es uns ermöglicht, einen Blick hinter den noch sehr schwachen Überbau ihrer kindlichen Persönlichkeit zu werfen.

Wir bekommen einen Eindruck von ihrem stürmischen Wesen, ihren Leidenschaften und Konflikten und den Mechanismen, mit denen sie sie zu bewältigen versucht. Diese kleine Untersuchung ist nur ein Beispiel dafür, wieviel sich für das Verständnis von Kindern im allgemeinen aus ihrer Beobachtung beim Spiel gewinnen läßt. Uns allen sind typische Reaktionen von Kindern beim Spielen bekannt, deren Ursachen sich leicht erraten lassen. Wir kennen die Kinder, die das Verlieren nicht ertragen können, sehr schnell deprimiert werden, alle Anstrengung zu gewinnen aufgeben oder überhaupt gekränkt zu spielen aufhören. Bei Mädchen bedeutet diese Enttäuschungsreaktion häufig die Erinnerung an eine andere Versagungssituation, die nicht mehr gutzumachen ist: Die Versagung des Männlichkeitswunsches. Andere Kinder prahlen, wie gut sie spielen können und wie schnell sie den Gegner besiegen werden, versagen aber völlig, wenn man sie auf die Probe stellt. Die Prahlerei dient hier nur dazu, um die Überzeugung von der eigenen Unfähigkeit krampfhaft zu verdecken.

Für den Erwachsenen bedeutet das Spiel nur einen Zeitvertreib, für das Kind viel mehr. Im Verhalten des Kindes im Spiel spiegelt sich sein Verhältnis zur Realität, es zeigt seine Leidenschaften, seine Befriedigung, seine Enttäuschungsreaktionen und alle seine Konflikte im Spiel nicht anders als in seinen ernsthaften Betätigungen. Gewinn und Verlust im Spiel bedeuten ihm ebensoviel wie Sieg und Niederlage in der Realität. Daß es auf das Spiel ebenso reagiert wie auf wirkliche Erlebnisse, macht aus der Beobachtung seines Verhaltens beim Spiel einen nicht zu unterschätzenden Zugang zum Verständnis des kindlichen Wesens.

# Die wichtigsten Theorien des Spieles

Von Lili E. Roubiczek, Wien

*Im folgenden wird an Hand des grundlegenden Buches von Groos: „Die Spiele der Menschen" eine kurze Übersicht über einige Spieltheorien gegeben, die der psychoanalytischen Betrachtung dieses Phänomens historisch vorausgegangen sind.*

## 1) *Die Kraftüberschußtheorie*

Diese Theorie ist von Schiller („Briefe zur ästhetischen Erziehung des Menschengeschlechts") begründet worden. Ihre wissenschaftliche Ausgestaltung geht auf H. Spencer zurück. Das Spiel ist danach „der zwecklose Aufwand einer üppigen Kraft"; „überschüssiges Leben, das sich selbst zur Tätigkeit stachelt" sei seine Erklärung. „Da nun bei den höheren Tieren und beim Menschen . . . die allgemeine Lebenskraft nicht völlig im Kampf ums Dasein verbraucht wird . . . kommt es zu zwecklosen, dem Individuum angenehmen Kraftentladungen, die wir als Spiele bezeichnen[1]." Und dann heißt es weiter: . . . da bei den höherstehenden Lebewesen eine Reihe von angeborenen Trieben

1) Zitiert aus Groos: „Die Spiele der Menschen", II. Teil „Theorie des Spiels."

vorhanden ist, für deren reale Betätigung sich oft längere Zeit keine Gelegenheit bietet, so sammle sich allmählich ein Vorrat von überschüssiger Kraft an, der gebieterisch zur Entladung dränge und so die „ideale" Befriedigung jener Triebe hervorrufe, die wir als Spiel bezeichnen.

Der so gestalteten Kraftüberschußtheorie kann man eine weittragende Bedeutung kaum absprechen. Besonders bei der Betrachtung der Jugendzeit mit ihrer übersprudelnden Lebensfülle, die fast gar keinen anderen Ausweg findet als die Entladung im Spiel, wird der Gedanke sich aufdrängen, daß es hier in der Tat sehr häufig die überschüssige Kraft ist, die zum Spiel führt. Trotzdem ist der Kraftüberschuß kein allgemeines Kriterium des Spiels; auch bei normalem Verbrauch der Kräfte und sogar trotz Erschöpfung sind in der Außenwelt tausend Anlässe vorhanden, die das Kind zur Betätigung und zum Spiele reizen. Kraftüberschuß ist eben nur eine der vielen denkbaren Auslösungsbedingungen des Spiels, wenn auch zweifellos die günstigste, aber keine Kategorie, die das Phänomen „Spiel" genetisch erklärt.

### 2) *Die Erholungstheorie*

Ihr bester wissenschaftlicher Vertreter ist Lazarus. Der Grundgedanke: Wenn wir durch eine psychische oder physische Arbeit ermüdet sind und dennoch kein Bedürfnis zum Schlafen oder Ausruhen empfinden, so greifen wir zu der tätigen Erholung des Spiels. Zunächst scheint diese Auffassung der Spencerschen vollständig zu widersprechen: Dort „vergeudet" das Spiel überflüssige Energie, hier dient es dem Wiederersatz der erschöpften Kräfte. Aber dieser Widerspruch ist nur scheinbar; in vielen Fällen ist die Erholungstheorie die notwendige Ergänzung der Kraftüberschußtheorie. Beispiel: Der Gelehrte, der nach der angespannten geistigen Arbeit des Tages abends zum Kegelspiel geht, um die ausgeruhten und angesammelten Bewegungstriebe zur Entladung zu bringen, und gleichzeitig auch die angespannten geistigen Kräfte auszuspannen und zu erholen, so daß es dieselbe Tätigkeit ist, die nach der einen Seite als Vergeudung überschüssiger, nach der anderen als Ersatz verlorener Kräfte erscheint[1].

Lazarus führt in seiner Theorie den sehr fruchtbaren Begriff der „aktiven Erholung" ein. Zur aktiven Erholung müssen wir wohl jede Tätigkeit zählen, die nicht gerade Ausspannen und Ausruhen ist, und außerdem jeden Wechsel der Tätigkeit, jede Verschiebung der psycho-physischen Einstellung.

Der Einwand, der sich gegen diese beiden Theorien vorbringen läßt, ist die nicht selten zu beobachtende Tatsache, daß „das einmal begonnene Spiel bis zur äußersten Erschöpfung fortgesetzt wird". Hier erinnert nun Groos an die Erscheinung der unwillkürlichen Wiederholung, die offenbar im ganzen organischen Leben eine große Bedeutung besitzt, und bespricht daran anknüpfend den von Baldwin geprägten Begriff der „circulären Reaktion". Damit soll jene Erscheinung bezeichnet werden, bei der die Reaktion den Reiz, der sie hervorgerufen hat, selbst wieder von neuem erzeugt. Ein Beispiel: Ein Kind schlägt mit dem Löffel auf den Teller. Es hat vielleicht zuerst das Ge-

1) Groos: „Die Spiele der Tiere."

räusch zufällig hervorgehoben, dann aber repetiert es seine eigene Handlung und das akustische Resultat der eben ausgeführten Wiederholung gibt zugleich wieder den Reiz für eine neue Bewegung ab. Es entsteht so eine Verkettung[1].

Baldwin beschäftigt sich nun weiter mit dem „fast unwiderstehlichen Drang zur Wiederholung", der nicht nur im kindlichen Spiel zu finden sei. Da der Wiederholungszwang in der psychoanalytischen Trieblehre eine große Bedeutung hat, möchte ich das folgende Zitat trotz seiner Länge hier anführen:

„. . . In dem gewöhnlichen, von dem Kampf ums Dasein erfüllten Leben sehen wir nun beständig Zwecke vor uns, die wir möglichst bald verwirklichen wollen, und es fehlt uns daher die Zeit, uns jenem Drang zur Wiederholung hinzugeben. Ganz anders verhält es sich aber da, wo ein Mensch aus diesem vorwärtsdrängenden Werktagsleben heraustritt. Pathologische Beispiele dieser Art bietet uns die Psychiatrie. Bestimmte Formen geistiger Erkrankung äußern sich in endlosen Wiederholungen des gleichen Ausrufs oder der gleichen Handlung. Eine Frau murmelt z. B. den ganzen Tag über beständig vor sich hin: ‚O Jesus, o Jesus', oder ein anderer Kranker löffelt andauernd aus einer schon leeren Schüssel . . ."

„. . . In dasselbe Gebiet gehören die ‚automatischen' oder ‚fortgesetzten' Bewegungen der Hypnotisierten. Dreht man die Arme eines Hypnotisierten um einander herum, so hat dieser die Neigung, die Bewegung weiterzuführen: manchmal wird dies gerade wie bei dem Kinde sogar dann noch einige Zeit fortgesetzt, wenn ein Gegenbefehl erfolgt ist. Etwas Ähnliches kann vorkommen, wenn wir unter dem Eindruck eines großen Schmerzes oder einer großen Freude für eine Zeitlang aus unserem Zweckleben herausgeschleudert werden: Auch hier tritt häufig die mechanische Wiederholung eines Ausrufes oder einer zwecklosen Handlung auf. Sehr deutlich zeigt sich die gleiche Erscheinung im Liebesrausch der Vögel: Bei den Glockenvögeln soll es vorkommen, daß sie ihren Werbungsruf solange fortsetzen, bis sie tot vom Zweige fallen!"

Ein solches Heraustreten aus der Werktagswelt ist nun auch das Spiel, und wir werden uns daher nach dem Vorausgeschickten nicht darüber wundern, wenn manche Spiele bis zur äußersten Erschöpfung fortgesetzt werden. Das gilt besonders von den Spielen der Kinder, da ja das Kind sich vollständiger als der Erwachsene in den reinen Genuß der Gegenwart verlieren kann.

„Wenn das Kind", sagt Baldwin, „die richtige Kombination trifft, so wird es nicht müde, sie auszuführen. H. fand ein endloses Vergnügen daran, den Gummi an einem Bleistift abzunehmen und wieder anzusetzen, da ein jeder Akt auf das Auge als neuer Reiz wirkte. Dies bemerkt man ganz besonders bei den ersten Sprechversuchen von Kindern."

Es ist interessant, mit welchem Weitblick hier die innere Verwandtschaft von Regungen und Betätigungen auf so heterogenen Gebieten (Kinderspiel, Psychopathologie, extreme Gefühlsregungen normaler Menschen) erfaßt wird.

---

1) Die Erscheinung, die Baldwin hier beschreibt, ist von Karl Bühler als „Funktionslust" des Kindes bezeichnet worden.

Wir sind auch der Meinung des Autors, wenn er fortfährt: „Wir haben also wohl zweifellos in diesem Drang zur Wiederholung von Tätigkeiten eine physiologische Ursache gefunden." Doch ist diese Auffassung nicht erschöpfend — es sind auch viele psychische Motivierungen mittätig; erst wenn diese klargestellt sind, ist das rein biologische Prinzip der Wiederholung erkennbar.

Wir kommen jetzt zu den biologischen Theorien. Ohne auf die Problemstellungen im Sinne der Darwinschen Theorien einzugehen, greifen wir nur jene Anschauungen heraus, die das Spiel als solches betreffen.

*Einübungstheorie*

Das Spiel diene der Einübung und Ausbildung jener Fähigkeiten, die das Individuum in seinem späteren Leben (Kampf ums Dasein) benötige. Das Spiel sei ferner zu verstehen als „ein Experimentieren mit den motorischen Apparaten". Es ermögliche außerdem die „Höherentwicklung der ererbten Fähigkeiten" in einem viel weiteren Ausmaß als die instinktmäßig festgelegten Reaktionen. Hier haben wir die Verknüpfung des Spiels mit der Zukunft der Rasse. Die nächste Theorie weist hingegen in die phylogenetische Vergangenheit.

*Die Wundtsche Theorie*

Wundt führt drei psychologische Kriterien zur Erklärung der Spiele an, und zwar: Die erfreuende Wirkung des Spiels, die unbewußte oder bewußte Nachbildung zwecktätiger Handlungen, die Rückbildung der ursprünglichen Zwecke in Scheinzwecke. Die Spiele spiegeln Ernsthandlungen der Vorfahren wieder; Kampfspiele, Versteck- und Verfolgungsspiele, Sammeltätigkeiten seien als Beispiel genannt.

Die Hallsche Theorie von den Atavismen (1908) und die Carrsche Katharsistheorie (1902) haben schon Beziehungen zu der Betrachtungsweise der Psychoanalyse.

G. St. Hall meint, daß im Spiel das Erbgut der Menschheit zur Darstellung kommt, Carr sieht in ihm die Katharsis (Reinigung) von asozialen Trieben.

Zusammenfassend können wir sagen: Jede der hier erwähnten Theorien enthält richtige Gesichtspunkte und es fällt uns nicht schwer, für jede einzelne Theorie zahlreiche Beispiele zu nennen. Aber keine der Theorien wird für sich allein der ganzen Fülle der Phänomene des Spiels gerecht; aneinandergereiht befriedigen sie auch nicht, da sie teils ohne innere Beziehung zueinander sind, teils einander direkt widersprechen.

Ob wir nun vom psychoanalytischen Standpunkt aus eine befriedigendere Antwort finden können? Alle bisher genannten Theorien wollen das „warum" des Spiels erklären. Und alle machen dabei eine stillschweigende Voraussetzung: Der Mensch habe (im allgemeinen) für sein Tun eine rationelle Begründung. Für so absolut selbstverständlich gilt diese Voraussetzung, daß sie nirgends in Worte gekleidet wird. Die Tätigkeit des Menschen habe immer einen vernünftigen, nützlichen, in der Außenwelt begründeten Zweck. Diese allgemeine und

selbstverständliche Annahme habe nur einige wenige Durchbrüche und die gelte es zu erklären. Der Mensch sei zunächst untätig, er werde tätig, verausgabe Energien nur dann, wenn es einen realen nützlichen Zweck zu erreichen gelte. Man staunt daher, wenn man Fällen begegnet, wo er sich nutzlos regt, sich nutzlos anstrengt. Für diese „Ausnahmsfälle", für dieses „abwegige" Verhalten wurde eine Erklärung gesucht und so entstanden die erwähnten Spieltheorien.

Es ist dies im Grunde jene allgemeine Haltung der Wissenschaft des neunzehnten Jahrhunderts, die sich berechtigt glaubte, auf allen Gebieten menschlichen Tuns das Primat des „Nützlichen", des Absichtsvollen über das absichtslos Triebhafte zu proklamieren. Diese Denkart hielt es z. B. für absolut erwiesen, daß menschliche Kleidung „zum Zwecke" des Schutzes vor Witterungsunbilden aufgekommen sei; den uns heute gewohnten Gedanken, die Kleidung sei ebensosehr originär auch Ausdruck triebmäßiger Schmucktendenz, hätte sie bestimmt als „unwissenschaftlich" diffamiert. Der gleichen utilitaristischen Denkrichtung schien es also auch widersinnig zu sein (siehe Lazarus), daß der Ermüdete Spielbedürfnisse habe, „anstatt" etwa zu schlafen; daß dem Ermüdeten psychische Ablenkungsmöglichkeiten wichtiger sein könnten, als die physiologische Regenerierung im Schlafe, paßte nicht in diese logische, zweckbewußte Rangordnung.

Vom psychoanalytischen Standpunkt haben wir nicht eine neue Theorie den bisher genannten hinzuzufügen, für uns ist die ganze Problemstellung eine andere. Daß das Kind, vom ersten Lebenstag an unter der Herrschaft seiner Triebe stehend, seine Energien in Betätigungsformen entlädt, die von außen besehen „nutzlos" erscheinen, ist uns nicht merkwürdig. Die Betätigungsform des Spiels ist für uns das primäre Phänomen, die Arbeit das sekundäre, bereits umgestaltete. Für uns könnte die Frage nur lauten: Was bringt den Menschen dazu, sein Tun der Außenwelt so anzupassen, daß er dadurch dieser Außenwelt Vorteile (Arbeitsnutzen) für sich selbst abzwingt?

Diese Frage ist in der psychoanalytischen Trieblehre längst beantwortet. In der Richtung dieser Antwort liegt es, wenn wir vom Übergang des Kindes vom Lust- zum Realitätsprinzip sprechen, oder wenn Freud in den „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie" das Gleichnis gebraucht vom ursprünglichen Strombett der Triebe und deren allmählichen Überleitung in Kanäle, oder wenn er im Schlußwort der „Analyse des kleinen Hans" die Aufgabe der Erziehung folgendermaßen definiert: Sie habe das Individuum mit der geringsten Einbuße an Aktivität kulturfähig und sozial verwertbar zu machen. In dieser Richtung liegt es, wenn wir schließlich davon sprechen, das Kind, das ursprünglich ein reines Lust-Ich besitzt, müsse Triebaufschub und Triebverzicht erlernen und die Aufgabe der Erziehung sei es, einerseits diese Entwicklung zu fördern, andererseits für zahlreiche Möglichkeiten von Ersatzlust zu sorgen.

# Sexualsymbolische Wunschphantasien in einem frei erfundenen Kinderspiel

Von Dr. Heinrich Stern, Mannheim

Die frei erfundenen Spiele der Kinder geben entweder unverhüllt bestimmte Situationen wieder: Schulspiel, Kaufladen, Familienspiel, oder sie erscheinen mehr oder minder sinnlos. Sieht man von den wirklich sinnlosen Spielereien schwachsinniger Kinder ab, die sich im Herumkramen, Zerstören, Herumstreuen beliebiger Gegenstände erschöpfen, so verdienen gerade die „sinnlosen" Spielerfindungen normaler Kinder besondere Beachtung. Ein Zufall gestattete, das Zustandekommen eines solchen scheinbar sinnlosen Spieles bei einem vollsinnigen Kinde zu beobachten und zu deuten. Dabei sehen wir, so wie wir es vom Traum her kennen, daß der gegebene „manifeste" Spielinhalt unter dem Walten verdrängender Kräfte, der „Spielzensur", zustande kam aus einem mit Verbot belegten, eigentlichen „latenten" Spielgedanken.

Die kleine Anneliese, sechs Jahre fünf Monate alt, Schülerin der ersten Klasse, einziges Kind eines Arztes, intelligent, phantasiebegabt, zeigte von einem Tag auf den anderen eine merkwürdige Vorliebe für ein kleines, struppiges, weißfelliges Bärlein, das seit Monaten in einer Ecke des Spielschrankes vergraben lag, ein Geschenk entfernter Bekannter, das früher nie besonders bevorzugt wurde, wie überhaupt die Kleine sich nie mit Puppen oder Puppenersatz abgab. Sie hatte es zufällig beim Räumen wieder entdeckt. Das Bärenspiel fiel aus dem Rahmen ihrer sonstigen Gewohnheiten. Sie schleppte den Bären liebkosend mit sich herum, redete zärtlich auf ihn ein, bettete ihn weich, tat demonstrativ wichtig mit ihm und stellte sich an, als ob sie zu befürchten hätte, daß ihr jemand die Beschäftigung mit dem Bären untersagen könnte.

Am Abend des zweiten Tages dieses Spieles beobachtete der Vater beim gewohnten Gutenachtkuß, daß die Kleine bäuchlings, halb kniend im Bett kauerte und dabei mit dem Bärlein an dem vom Nachthemd bedeckten Genitale manipulierte. Ohne Wesens aus der Sache zu machen, „übersah" der Vater die Angelegenheit, ließ sich den Bären geben, hieß das Kind sich hinlegen und gab ihm den Bären in den Arm mit den Worten: „Siehst du, da gehört er hin." Bei einer plötzlichen Kontrolle nach fünf Minuten ertappte er die Kleine wiederum bei der genitalen Spielerei mit dem Bären. Nun nahm der Vater dem Kind den Bären fort, was nicht ohne Protestgeschrei abging. Der Vater vermied bewußt jede Strenge, um Angst oder Schuldgefühlen vorzubeugen, erklärte, der Bär müsse ebenso schlafen wie die Kinder, und damit basta. Das Kind weinte wenige Minuten, dann war es eingeschlafen.

Am nächsten Tage wurde das Bärenspiel grotesker. Vor Schulbeginn kam A. zu den Eltern und erklärte umständlich mit geheimnisvoller Wichtigkeit, sie habe drin in ihrem Zimmer etwas gemacht. Es sei etwas mit dem Bären auf dem Schreibtisch, der Vater dürfe sich das ansehen, er dürfe aber den „Deckel"

nicht aufmachen. Es zeigte sich nun, daß, ohne den Deckel (eine gewölbte Rollschiebewand über der Schreibtischplatte) aufzumachen, überhaupt nichts zu sehen war. Die Kleine stand aufgeregt daneben und tat, als fürchte sie, der Vater werde das Spiel zerstören, während sie trotz ihres Verbotes, den Deckel zu öffnen, voll Erwartungsspannung darauf hin arbeitete, daß der Vater ihn doch aufmache. Schob man die Rollwand hoch, lag, in ein Kissen bis zum Kopf hineingesteckt, der Bär in einer hinteren Ecke auf der Tischplatte. Das Kissen steckte tief in der handhohen Lücke zwischen Platte und Aufsatz. A. erklärte, keiner dürfe an der Anordnung etwas ändern, schloß die Rollwand und begab sich nach einem kokett gemimten Mißtrauen auf den Schulweg.

Am Nachmittag wurde der Bär alsbald hervorgeholt, in ein größeres Kissen gewickelt und herumgeschleppt. A. setzte sich, das Steckkissen mit dem Bären im Arm, aufs Kanapee. Dauernd gruppierte sie Kissen und Bär in verschiedenen Arrangements um. Dabei klemmte sie stets den unteren Zipfel des Steckkissens unter eigenartigen Klammerbewegungen zwischen die Beine. Danach setzte sie den Bären in eine Kanapee-Ecke, umgab ihn mit Kissen und kuschelte sich selbst in die andere Ecke. Oft wurde die Lage von Bär und Spielerin vertauscht, wobei ganze Gebirge aus herbeigeschleppten Kissen aufgebaut wurden. Drumherum entstand eine Barriere, die als unüberschreitbare Grenze oder „Haus" bezeichnet wurde. Sie plapperte ununterbrochen vor sich hin, zeigte großen Spieleifer und quecksilbrige Unrast. Schließlich legte sie den Bären in seinem Steckkissen auf den Fußboden und deckte ihn mit mehreren großen Kissen zu. Auf diesen Turmbau legte sich die Kleine rücklings, das Gesicht zur Zimmerdecke, und blieb, wohlig lächelnd, eine Zeitlang so liegen. Sie war ganz ins Spiel verloren und beachtete den im gleichen Zimmer anwesenden Vater nicht. Auf die Frage, warum sie so daliege, meinte sie unbefangen: „Der Bär will das so haben, er will da unten drin stecken."

Der Nachmittagsspaziergang beendete das Spiel. Abends legte sie den Bären wieder in der alten Weise unter die Schreibtischrollwand. Im Bett zeigte die Kleine ihrem Vater ein kleines, juckendes Bläschen an der Außenseite der rechten Schamlippe in deren oberstem Abschnitt. Auch an anderen Körperstellen waren kleine juckende Quaddeln eines Nesselausschlages zu entdecken, wie sie öfters bei A., meist nach Diätfehlern, aufzutreten pflegten. Kühlende Salbe beruhigte den Juckreiz, das Kind schlief ein. Das komplizierte Bärenspiel wurde nicht wiederholt, doch trug sie in den nächsten Tagen den Bären noch öfters herum und ließ es sich nicht nehmen, den Bären zum Einschlafen in den Arm zu nehmen. Häufige Nachkontrollen ergaben, daß keine onanistischen Spielereien mit dem Bären wieder vorkamen. Nach einigen Wochen sagte sie, als die Mutter eines Abends ans Bett trat: „Siehst du, liebes Bärlein, da kommt deine Großmutter!"

Der verborgene Sinn des Spieles ist leicht zu erraten. Der Bär, ursprünglich Instrument zur Erzeugung genitaler Lust, wird durch väterliches Verbot dieser Bestimmung entzogen. Im Spiel wird die verbotene genitale Spielerei mit dem Bären in entstellter, „harmloser" Form unter verschiedenen Variationen dar-

gestellt. Das Verbot wird durch Ersatzbefriedigung umgangen, das Spiel strebt dabei in stufenweiser Entwicklung einem die Phantasie der Spielerin befriedigenden Abschluß zu.

Zum Verständnis der Einzelheiten sind einige ergänzende Angaben nötig: Schon im dritten und vierten Lebensjahr waren bei der Kleinen vorübergehend genitale Manipulationen zu beobachten, auch damals meist im Anschluß an juckende Nesselausschläge. Sie hat dabei, wie das oft vorkommt, die genitale Lustzone „entdeckt". So pflegte sie eine Zeitlang beim Bauen sich auf Bauklötze zu „setzen" und bezeichnete diesen Vorgang als „reiten". Nach Ablenkung und sanftem Verbot benutzte sie später hierzu einen großen Ball oder eine Sofarolle. Am liebsten aber kehrte sie heimlich doch wieder zu ihrem „Häuserbauen" zurück und es dauerte einige Zeit, bis sie durch Entziehung der betreffenden Gegenstände endgültig abzulenken war. Den Eltern gegenüber war sie stets offen, sagte einmal über ihre Genitalspiele ganz unbefangen, das tue ihr da unten so gut. Schon im dritten Lebensjahre, anläßlich ihrer ersten Fragen, wurde sie über die Herkunft der Kinder aus der Mutter belehrt und war an den selbstverständlichen Anblick des nackten Körpers der Eltern beim Waschen und Baden gewöhnt. Besondere Sexualneugierde oder Heimlichtuerei blieb ihr fremd. Ohne Hemmung benannte sie die Geschlechtsorgane mit selbsterfundenen Ausdrücken: „Der andere Pöter" für das weibliche, „Zimpfele" für das männliche Organ. Seit dem dritten Lebensjahre kam deutlich der Ödipuskomplex zum Durchbruch, mit zärtlicher Bindung an den Vater und rivalisierender Ablehnung der Mutter. Späterhin suchte sie ihr bewußt werdende Entgleisungen in dieser Richtung durch gleiche Gunstverteilung zwischen Vater und Mutter nachträglich zu korrigieren.

Der Vater versuchte durch vorsichtiges Fragen von der Kleinen weitere Aufschlüsse zur Ausdeutung ihres sonderbaren Spieles zu erhalten. So erinnerte sich A. zutreffend daran, daß der Bär ihr von entfernten Bekannten geschenkt wurde. Auf die Frage, warum sie den Bären so gerne habe, antwortet sie zunächst mit nichtssagenden Erklärungen: „weil er so lieb ist", „er hat ein so goldiges Gesicht". Bei weiterem Befragen geriet sie in Unruhe und Verlegenheit. Nur die Frage „wer ist denn noch ein Bär?" beantwortete sie unbefangen mit der Aufzählung einer Reihe bevorzugter Mitschülerinnen. Sie fügte hinzu, die Großmutter habe ihr einen großen Bären versprochen. Die Frage „wer ist ein großer Bär?" blieb unbeantwortet. Nach einer Weile sagte sie, „einen großen Bären kann man nicht mit ins Bett nehmen". Von harmlosen Deckfiguren ausgehend, steuert also A. unter Widerstand auf die Gleichsetzung des Bären mit dem Vater los.

An eine entsprechende Äußerung der Kleinen anknüpfend, warf der Vater die Frage auf, ob sie gerne ein Mädchen sei. „Nein, sie wolle viel lieber ein Bub sein." Diese Antwort ist kaum ein Erziehungsprodukt. A. wurde stets auf Selbstbestätigung hingelenkt und fand im häuslichen Milieu nie eine Betonung eines negativen Rangunterschiedes zu Ungunsten des weiblichen Geschlechtes vor. Als Gründe gab A. erst die beschränkte Berufswahl für Frauen an. Be-

zeichnenderweise erwähnte sie als erstes, sie könne als Frau kein „Häuserbauer" werden. Dann lachte sie geniert und zierte sich. Auf die Frage, was sie denn dächte, sagte sie schließlich: „Ich hätt auch lieber ein Zimpfele." Sie fügte hinzu, die Großmutter (von dieser bestritten) habe einmal gesagt, den Mädchen sei zur Strafe was abgeschnitten worden, das sei aber ganz dumm und sie glaube es nicht. Die trotz der Beschwichtigung durch den Vater ängstlich wiederholten Rückfragen über diesen Punkt zeigen, wie stark als hemmender Faktor beim Zustandekommen des Bärenspiels der Kastrationskomplex mitspielt. Daneben zeigt sich auch sichtlich der Penisneid. Sie glaubt offenbar, daß das Häuserbauen, d. h. die onanistischen Spielereien, nur für Mädchen verboten seien. Vom Besitze eines Zimpfeles erhofft sie eine Aufhebung dieses Verbotes. Dies wird insbesondere bestätigt durch einen, einige Wochen später ungefragt wiedergegebenen Traum: „Ein Lehrer geht mit Buben in einen verschlossenen Raum. Drin sind Schlangen (Penissymbol). Dann zeigt der Lehrer den Buben wie man ‚reitet'. Die Mädchen müssen draußen bleiben, Sie wären gerne mit hinein gegangen."

Aus dem beschriebenen Material lassen sich der bisherige Weg, der die Kleine zu ihrem Bärenspiel führte, sowie die Motive und Kräfte zu dem eigenartigen Spielaufbau weiter verfolgen: Die juckende Quaddel am Genitale gibt den äußeren Anlaß, die durch Kratzen und Reiben geweckten Lustgefühle lenken die Phantasie auf frühere, verbotene Betätigung mit den Bauklötzchen etc. Der Bär tritt an die Stelle dieser verbotenen Gegenstände. Daraus erklärt sich die sonderbare Haltung der Kleinen im Bett: bäuchlings in halber Hocke. Die Entdeckung durch den Vater brachte zunächst die genitale Spielerei mit dem Bären als solche zum Verschwinden. Dafür gewinnt der Bär aber symbolische Bedeutung bei seiner Verwendung in „harmlosen" Ersatzhandlungen. Alle früheren sexuellen Erfahrungen verdichten sich im weiteren Spielverlauf unter Verwendung neuer Erkenntnisse zu symbolischen Demonstrationen. Die widerstrebenden Tendenzen: Luststreben und Versagung bilden die dramatisierenden Kräfte des Bärenspiels in seinen verschiedenen Variationen: „Ich darf mit dem Bären nicht an dem Genitale reiben, so wenig wie mit Bauklötzen." Also wird der Bär aus dem Bett entfernt. „Ich möchte es aber doch tun." Also erhält der Bär sein eigenes Bett, das Steckkissen, in dem er zugleich „versteckt" wird. „Nun habe ich doch das Verbotene getan, ich will es verheimlichen." Also wird das Versteckspiel noch weiter getrieben. Der Bär wird in den Spalt zwischen Pultplatte und Aufsatz geschoben und zur weiteren Sicherung noch die Rollwand herabgelassen. Der Widerstreit zwischen Anerkennung des väterlichen Verbotes, zwischen endgültigem Verzicht und dem Drang, doch zur Lusterfüllung zu gelangen, läßt die Kleine das gequält neckische Getue mit dem Vater in Szene setzen. Er soll kommen und schauen, die Rollwand doch aufmachen. Wir sehen den Geständniszwang am Werke. Vertuschung und Selbstentlarvung halten sich in ambivalenter Spannung die Wage. Mit der erwünschten Entdeckung des Spieles durch den Vater tritt eine Entspannung ein. Der Vater reagiert nicht. Es folgt keine Strafe. Also wird die Zensur gelockert. Das Spiel am Nachmittag symbolisiert von Stufe zu Stufe deutlicher. Der Bär in einer Ecke des Sofas,

das Kind in der anderen. Die Entfernung ist zu groß. Umgruppierungen demonstrieren die Annäherung des Objekts an die verbotene Stelle. Der Bär symbolisiert die Penis-Rolle zu deutlich, droht anstößig für das Bewußtsein der Spielerei zu werden. An seine Stelle tritt das Kissen, dessen Zipfel zwischen die Knie geklemmt wird. Das „harmlose“ Ganze vertritt den anstößigen Teil. Aber ans Genitale gelangt das Kissen nicht, das wäre zu deutlich, nur die Klammerbewegungen sind verräterisch. Entdeckung droht. Neue Sicherung wird nötig. Es wird ein Haus gebaut, eine Grenze errichtet, die das Kind vor dem neugierigen, strafenden Vater schützen soll.

Der latente Gedanke dieser Spieletappe lautet „hätte ich nur einen Penis, dann dürfte ich als Häuserbauer tun, was mir als Mädchen verboten ist“. Zum Beweis, daß der Bär als Penissymbol dem Kind bereits bewußtseinsnah wurde, sei daran erinnert, daß behaarte kleine Tiere im Volksmund häufig als Genitalsymbol genannt werden. Eine eigene Erarbeitung dieser Symbolbedeutung war dem Kind durch den Anblick der nackten Eltern ermöglicht. Darüberhinaus ist der Schluß, daß A. den Bär gleich setzt mit dem väterlichen Penis, erlaubt aus der Tatsache, daß sie für den Bären den Namen „Fritz“ erfunden hat. Mit „Fritz und Franz“ pflegte sie die Füße ihres Vaters zu bezeichnen, der es vor etwa Jahresfrist vorübergehend duldete, daß sie morgens vor dem Aufstehen sich am Fußende des Bettes des Vaters einnistete und mit dessen Füßen Schule spielte, sie rechnen ließ usw. Sie griff dabei auf die Erzählung der Großmutter zurück, der Vater habe als kleines Kind mit seinen Füßchen gespielt und sie dabei „Fritz und Franz“ genannt. Der Vater sah sich nach kurzer Zeit veranlaßt, dieses Spiel abzustellen, weil er merkte, daß das Kind zu „Fritz und Franz“ überzärtlich wurde und schließlich versuchte, einen Fuß des Vaters auf die bloße Haut an Bauch oder Brust zu stellen. Man darf vermuten, daß schon damals bei dem „Fritz-und-Franz-Spiel“ der väterliche Fuß für die Kleine einen Genitalersatz bedeutete. Hier sei die Parallele mit dem Volksmund erwähnt, z. B. die gleiche Wortbezeichnung für Fuß und Penis im Hebräischen. Eine weitere Beobachtung bekräftigt die Vermutung, daß das Bärenspiel auch die Aneignung des großen väterlichen Penis demonstriert: Wenige Tage nach dem Bärenspiel kam bei Tisch die Rede auf A's Hände. Sie produzierte dabei die Phantasie: „Wenn ich noch eine dritte Hand hätte, die müßte am Bauch angewachsen sein und ganz lang, dann könnte ich alles Mögliche damit machen, z. B. in der Schule den Schwamm packen und die Tafel damit auslöschen.“ „Alles Mögliche“ bedeutete unausgesprochen die verbotene Sexualbetätigung, und das Beispiel vom Auslöschen mit dem Schwamm demonstriert das ängstliche Erschrecken der Kleinen vor der Preisgabe ihrer verräterischen Phantasie, die sie gewissermaßen rasch wieder „auslöschen“ möchte. Jedenfalls erfährt in diesem Zusammenhang der latente Gedanke des Bärenspiels eine einleuchtende Abrundung: „Hätte ich einen großen Penis wie der Vater, dann dürfte ich damit alles tun, auch Häuserbauen.“ Darüber hinaus deutet sich aber auch schon der aus der Ödipussituation stammende Wunsch an, den Vater selbst zu besitzen, was sie aber mit der Bemerkung abwehrt „einen großen Bären kann man nicht mit ins Bett nehmen“.

Die Unruhe bei den bisherigen Spielanordnungen erklärt sich daraus, daß die Spieldemonstrationen zu deutlich waren und zu nahe auf das Entdecktwerden zusteuerten. Es bleibt also noch die Krönung des Bärenspiels durch die letzte Spielphase, die, scheinbar am sinnlosesten, doch den latenten Spielgedanken am treffendsten darstellt: Versteckt in seinem Kissen, unter einem Turmbau von weiteren Kissen, liegt der Bär, während sie selbst, wie die Prinzessin auf der Erbse, geschützt vor dem anstößigen Objekt ihrer Wünsche, ihm sogar abgewendet obenauf liegt. Mit der doppelsinnigen Erklärung „der Bär will unten drin stecken" und der ganzen Spielanordnung erzielt sie in entwickelter Form eine Realisierung all ihrer verdrängten Wünsche. Diese Szene wiederholt noch einmal den Gang der Spieletappen in ihrem Wettstreit zwischen Luststreben und Versagung. Alle während des Spiels erarbeiteten Details werden noch einmal in einer einzigen, Lustgewinn und Verzicht zugleich symbolisierenden Verdichtung dargestellt, und die Kleine darf unbewußt in der Haltung der empfangenden Danae wohlig lächeln über ihr geglücktes Kunstwerk, das ihr ermöglichte, ihre Phantasien symbolisch zu befriedigen und zugleich vor Entdeckung zu schützen. Lächeln darf sie, weil sie zugleich die Symbolik des Bären durchentwickelt hat, bis er, geläutert von grober Eindeutigkeit, aus der Darstellung des väterlichen Penis, dann des Vaters selber, zum Kinde wurde, das sie zum Zeichen der Versöhnung vom Vater erhielt. Jetzt ist sie auf der Höhe der Ödipuswünsche angelangt und kann, ihr vom versöhnten Vater gewonnenes Kind mütterlich im Arme haltend, der aus dem Feld geschlagenen Mutter-Rivalin entgegenhalten: „Siehst du, Bärlein, da kommt deine Großmutter!"

---

# Kinderspiel und Fetischismus

Von Dora Strauß-Weigert, Berlin

Der Fetischismus erscheint als Sexualabirrung manchmal nur wie eine Übertreibung des Verhaltens eines Verliebten, der die Überschätzung seines Sexualobjekts auf alles mit diesem Verbundene überträgt. So sagt Faust: „Schaff' mir ein Halstuch von ihrer Brust, ein Strumpfband meiner Liebeslust." Es gibt nun Kinderspiele mit Gegenständen, die gleichfalls zu dem Körper einer geliebten Person in Beziehung stehen wie der Fetisch. Bei der Beobachtung derartiger Spiele gewinnt man den Eindruck, daß sie weniger dem Interesse für das unbelebte Objekt als der Beziehung zu einer geliebten Person entspringen. Es entsteht nun die Frage, wieweit in solchen Kinderspielen auch fetischistische Neigungen erkennbar sind. In dem nachstehenden Fall eines zweieinvierteljährigen Knaben treten — wie ich glaube — Erscheinungen dieser Art deutlich zutage.

Der kleine Hans spielt hauptsächlich mit Schuhen; zieht seine eigenen Stiefel immer an und aus und ist nur nach langem Zureden dazu zu bringen, die Schuhe anzubehalten, wenn er spazieren gehen soll. Der Mutter fiel zunächst

vor ungefähr zwei Monaten auf, daß Hans in der mannigfaltigsten Weise mit seinen alten Kinderschuhen spielte. Er warf sie wie einen Ball in die Luft, er küßte sie zärtlich, er führte sie an sein Gesicht und sagte mit Innigkeit: „Ei, Ssuhi" (= Schuhe). Manchmal warf er sie heftig auf die Erde oder an die Zimmerwand, schlug dauernd auf sie los und rief: „Böse Ssuhi!" Morgens und abends erregte das An- und Ausziehen von Strümpfen und Schuhen seine besondere Aufmerksamkeit. „Ei, Füssi!" rief er dabei, steckte seinen Fuß in den Mund, küßte ihn, führte seine Füße auch abwechselnd zum Mund der Mutter, mit dem Verlangen: „Küssi haben, noch mehr, noch mehr!" Nachher betrachtete er stolz seine beschuhten Füße, machte alle Besucher darauf aufmerksam: „Sunge (= Junge), Ssuhi an", und erkundigte sich auch im Park bei anderen Kindern: „Fredi auch Ssuhi an?"

Im Laufe der Zeit nahm das Interesse an Schuhen immer größeren Umfang an. Er tapste jetzt mit Vorliebe in den Schuhen der Mutter herum, ging auch an den Stiefelschrank der Erwachsenen, um sich die Schuhe des Vaters oder der Hausangestellten herauszuholen. Er kannte alle Schuhe, die zusammenpaßten. Er wußte, welche Schuhe die einzelnen Familienmitglieder morgens, nachmittags und abends trugen, und war besonders gern bereit, Schuhe zu bringen oder fortzutragen. Seine abgelegten Kinderschuhe waren sein liebstes Spielzeug, mit dem er sich stundenlang beschäftigen konnte. Er versuchte allen Gegenständen, die die geringste Möglichkeit dazu boten, Schuhe anzuziehen. So stülpte er Schuhe über Kopf und Schwanz von Stofftieren. Seine Mutter gibt kleinen Mädchen Gymnastikunterricht. Ist er während der Stunde im Zimmer, so spielt er mit den Schuhen der Kinder, verteilt sie nachher an sie und weiß auch bald die richtigen Paare für jedes Kind herauszufinden.

Aus diesem Spiel, das die Erwachsenen zwar unverständlich, aber zunächst doch ganz lustig fanden, wurde später eine Art Zwang für das Kind und eine Qual für die Umgebung. Kaum hatte man Hans morgens Schuhe angezogen, verlangte er sofort darauf, daß man sie ihm wieder auszog und dafür andere anzog. Tat man ihm nicht den Willen, so brüllte und weinte er und trotzte solange, bis die Mutter ihm schließlich doch den Willen tat. „Mutti, ssieht Ssuhi aus", sagte er dann ganz erlöst. Der Vater hat ihm ein Paar Lackstiefel gekauft, auf die er besonders stolz ist: „Pappi Ssuhi kauft." Aber auch diese bewunderten Stiefel will er gleich wieder ausgezogen haben. Man hat oft den Eindruck einer besonderen Unruhe bei diesem Verhalten, als ob es gar nicht schnell genug gehen könne, bis er die Schuhe wieder ausgezogen bekommt. Nur nach langem Zureden und durch Zusicherung besonderer Vergünstigungen gelang es ihn zu bewegen, die Schuhe anzubehalten, wenn er ausgehen sollte. Im Kinderwagen saß er ruhig, nur wie andere Kinder „Guten Tag" sagen, zeigte er auf seine Schuhe und sagte: „Tante, Ssuhi hat er an." Das Gehaben des Kindes ist in seinem ganzen Verhalten so beherrscht von der Beziehung zu Schuhen, daß man unter dem Eindruck steht, einen kleinen Fetischisten vor sich zu haben[1].

1) Vgl. auch Friedjung: „Wäschefetischismus bei einem Einjährigen." Zeitschr. f. psa. Päd., II, S. 25, 335.

Nach den Freudschen Erfahrungen[1] bedeutet der Fetisch Ersatz für den Penis der Frau, dessen Fehlen bei der Mutter oder Pflegeperson in früher Kindheit bemerkt worden ist. Unser Kind, das mit seinem Schuhfetisch spielt, hatte im Bett und Badezimmer täglich Gelegenheit, die Penislosigkeit der Mutter festzustellen. Zuerst fielen ihm am nackten Körper der Mutter die Füße auf, „Mutti auch Füssi", später erst die anderen Körperteile, nur das Genitale blieb scheinbar unbeachtet. Sobald die Mutter in die Badewanne gestiegen war, verlor er jedes Interesse an ihrem Körper. Die immer heftigere Schuh-Passion des Kindes — seine Beschäftigung nicht nur mit den eigenen Schuhen und denen der Mutter, sondern auch mit denen aller anderen Personen seiner Umgebung — entspricht dem Verhalten eines erwachsenen Fetischisten. Hier wie dort ist es zuerst nur der Schuh der geliebten Person selbst — bei Hans auch der eigene Schuh, weil er sich mit der Mutter identifiziert, — dessen Anblick und Besitz lusterregend ist. Dies wird dann, dem Mechanismus der Verallgemeinerung zufolge, auf alle Stiefel, bei Hans auf die seiner weiteren Umgebung, verschoben.

Zu erklären bleibt noch das zwangsmäßige An- und Ausziehen der eigenen Schuhe. Ein derart widerspruchsvolles Verhalten setzt uns nach analytischen Erfahrungen nicht in Erstaunen. Freud sieht gerade in dieser „Zwiespältigkeit" — der Einstellung zur Kastration des Weibes und dem Verhalten zu seinem Fetisch — ein Charakteristikum des Fetischisten. Zärtlichkeit und gleichzeitig Feindseligkeit dem Fetisch gegenüber entsprechen der Verleugnung und Anerkennung der Kastration. Auf unseren Fall angewendet würde demnach Schuhanziehen bedeuten: die Mutter ist noch im Besitz ihres Penis, und Hans identifiziert sich mit ihr, wenn er seine eigenen Schuhe anzieht. Dieser Täuschung kann er sich aber nur solange hingeben, als er durch das Schuhanziehen der Erziehungsperson absorbiert ist. Danach erfaßt ihn sofort das offensichtlich beängstigende Bewußtsein des wahren Sachverhaltes, dem er nur durch sofortiges Schuhausziehen (oft auch Strumpfausziehen), d. h. durch Vorwegnahme der Kastration am eigenen Körper, entgehen zu können glaubt. Das Widerspruchsvolle seines Gehabens läßt sich auch in seinem ganzen übrigen Verhalten mit Leichtigkeit feststellen. Sein Liebesspiel mit den Schuhen verlief immer in ambivalenter, zärtlich-aggressiver Weise. So brachte er Schuhe zur Mutter hin, versteckte sie dann auf dem Rücken und war nur unter größten Schwierigkeiten dazu zu bewegen, sie schließlich herzugeben; er bewunderte besonders schöne Schuhe der Mutter und schlug danach mit seinem Spazierstock unaufhörlich auf sie ein.

Befremdlich könnte bei Hans noch die ständige Wiederholung des An- und Ausziehens der Schuhe erscheinen. Den Wiederholungen liegt in unserem Fall offenbar ein immer neuer Versuch zugrunde[2], den Schock des Penismangels der Mutter zu bewältigen. Das Unvermögen, diese Aufgabe zu erfüllen, erzeugt eine

1) Siehe Freud: „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie", I, Sexuelle Abirrungen, Ges. Schr., Bd. V, und „Fetischismus", Ges. Schr., Bd. XI.

2) Vgl. auch Pfeifer: „Äußerungen infantil-erotischer Triebe im Spiele." Imago, V., S. 243.

seelische Spannung, die das Kind durch unermüdliche Wiederholung zu lösen versucht.

Zum Schluß sei die Vermutung ausgesprochen, daß der Fetischismus im frühen Kindesalter viel häufiger vorkommt, als bisher angenommen worden ist. Da er als harmloses Kinderspiel in Erscheinung tritt, können die tieferen Zusammenhänge leicht übersehen werden. Es liegt im Interesse der weiteren Erforschung sowohl des Fetischismus als auch des Kinderspiels und der allgemeinen Kinderentwicklung überhaupt, auf die Problematik dieser Zusammenhänge hinzuweisen. Dieser Zweck mag es rechtfertigen, wenn hier ein noch nicht genügend analysierter Fall der Öffentlichkeit übergeben wird.

---

# Halterbuben spielen

## Von Karl Pipal, Guntramsdorf

Folgende Spiele waren bei neun- bis dreizehnjährigen Halterbuben, die unweit von Wiener-Neustadt auf Wiesen und Feldrainen Kühe hüteten, beliebt:

*Pitschigogerln auf Ehrenwort*

Pitschigogerln auf Ehrenwort erfordert unbedingte Aufrichtigkeit, die vor Beginn des Spieles ehrenwörtlich zugestanden wird. Es wird zu zweit gespielt und der Spielverlauf ist recht einfach: Ein Knabe steckt die rechte Hand in die Hosentasche und nimmt ein oder beide Eier (Hoden) in die Hand, dann fragt er: „Wieviel?“ Sein Partner muß raten. Hat er Glück gehabt und richtig geraten, so kommt die Reihe an ihn. Scharfes Beobachten der versteckten Hand kann aus ihrer Bewegung das Erraten wesentlich erleichtern.

*Die Feuerwehr kommt*

Ein Bub setzt dürre Zweige oder ein Häuflein Laub in Brand und schreit dann durch die Hand: „Feurio!“ Lautes „Trara“, die Feuerwehr kommt, Buben, die hinter Gebüschen versteckt lagen, stürzen herbei und löschen auf das Kommando des Anführers den Brand mit eigenem Wasser.

*Beinl austreiben* (Bienen austreiben)

Mehrere Knaben stehen gegeneinander und halten mit den Zähnen einen Hut, die Wölbung desselben nach abwärts, indem sie durch die Zähne „sssssss“ brummen und mit einer Hand in dem Hut herumrühren. Mittlerweile pischt einer von den brummenden Wissenden den Spielneuling an.

*Schatzgraben*

Ein Halterbub erzählt seinem Opfer, daß in einer Mulde der Wiese oder in der unweit liegenden Sandgrube ein Schatz verborgen liege. Er habe unlängst bemerkt, wie sich jemand verstohlen dorthin schlich, etwas verborgen bei sich tragend, und nach kurzer Zeit wieder verschwand. Er möge heute mit ihm

kommen, um nach dem versteckten Schatz zu graben. Am angezeigten Platze sehen sie wirklich zwei leicht angedeutete Kreise. Schnell fängt der verführende Knabe bei dem einen Kreis mit bloßen Händen zu graben an und fordert den anderen auf, das gleiche zu tun. Kaum hat der zweite die Erde oder den Sand ein wenig mit den Händen weggescharrt, erfaßt er etwas Weiches und nimmt auch gleich mit Auge und Nase wahr, daß es Menschenkot ist. Mit heller Schadenfreude aufjauchzend flieht der Betrüger, um einem Handgemenge zu entgehen.

*Goldener Ritter*

Der Wissende beginnt zu seinen Zuhörern: Ich weiß ein schönes Spiel: „Schlag Ritter!". Hansl, du bist das Pferd und läufst auf allen Vieren; du (er wendet sich an das ausersehene Opfer) reitest auf dem Hansl, mußt dir aber die Augen verbinden lassen. Ich gebe dir dann das Schwert, einen Stock, den ich von dem Gebüsch dort hole und du darfst dann, wenn wir um euch herumtanzen, dreinschlagen. Wenn du einen erwischt hast, wird er dein Pferd. Dem damit einverstandenen Knaben werden die Augen verbunden und er wird auf das Pferd gesetzt. Rasch läuft der Spielführer zum Busch, holt dort den bereitliegenden Stock hervor, taucht das eine Ende in einen Kothaufen und eilt damit wieder zurück. In feierlichem Gehaben übergibt er mit den Worten: Mit diesem Schwert mache ich dich zu unserem goldenen Ritter, den Stab so, daß der Ritter das dreckige Ende hält. Der weiche Griff und der Gestank verraten dem Goldenen Ritter sofort die angetane Schmähung. Er reißt die Binde von den Augen, dreht wohl den Stock zum Schlage auf seine Missetäter um, doch die haben schon unter heulendem Hohngelächter das Weite ergriffen.

Aber die Feindschaft dauert nicht lange, der Schatzgräber und der Goldene Ritter haben Lehrgeld bezahlt, werden dafür in den Kreis der Wissenden aufgenommen und die Suche nach neuen Opfern beginnt. Da bei den Bauern Halterbuben häufig gewechselt werden und in den Sommermonaten auch fremde Knaben da sind, fehlt es nicht an Neulingen, die man besudeln und dann kräftig auslachen kann und es gibt reichlich Gelegenheit, „Schätze" zu vergraben und Stecken mit „Gold" zu überziehen.

Ohne jede analytische Deutung erkennt man die Freude an der Aggression, sowohl direkt als auch indirekt, im Überlisten, und die Befriedigung der Partialtriebe als Motive solcher Spiele. Sie sind aber auch ein Rest der alten Initiationsriten und Gebräuche beim Freisprechen von Lehrlingen, die Erwin Kohn untersucht hat[1]. Sie bestanden in zum Ritus gewordenen Quälereien, Foppereien, Rätselraten und Maskeraden.

Die Einweiheriten waren ein Kompromiß zwischen Freigabe und neuerlicher Einschränkung der Sexualität; hier aber werden dem Neuling statt der versprochenen Triumphe und Enthüllungen nur die ältesten Erfahrungen der Kindheitbesudlungen aller Art kundgetan. Damit wird er in den Kreis der verläßlichen Kameraden aufgenommen; man versichert sich dadurch, daß er auch im Ernste nichts verraten werde.

---

1) Bernfeld: „Gemeinschaftsleben der Jugend." Int. Psa. Verlag, 1922.

# Deckerinnerungen an ein Spiel

## Von Dr. Hermann Nunberg

*Aus dem Buch Dr. Hermann Nunbergs „Allgemeine Neurosenlehre auf psychoanalytischer Grundlage" (Verlag Hans Huber, Bern 1932) bringen wir einen Absatz zum Abdruck, der die Wichtigkeit des Kinderspieles für die Psychoanalyse des Erwachsenen vor Augen führt. Die Redaktion.*

Versuchen wir zuerst zu verstehen, welche Rolle das Unbewußte in der Neurose spielt. Bleiben wir bei unserem Beispiele, so fällt es auf, daß das für die Patientin stark affektbetonte, höchst unangenehme Erlebnis augenblicklich vergessen, an seine Stelle aber ein Symptom, das Erbrechen, getreten war. Das Symptom ist also ein Ersatz für ein wichtiges Erlebnis, das unbewußt geworden ist. Wir stießen auf eine Lücke der Erinnerung an der Stelle, wo etwas Wichtiges im Leben der Patientin vorgefallen war. Derartigen Erinnerungslücken begegnen wir bei jedem Neurotiker. Sie werden Amnesien genannt und reichen tief in die erste Kindheit hinein. Daneben gibt es sonderbare, des Zusammenhanges entbehrende Einzelerinnerungen, die hie und da auftauchen. Zunächst weiß man nicht, warum diese lockeren, scheinbar bedeutungslosen Erinnerungen der Vergessenheit entronnen sind. Bei der Analyse überzeugt man sich jedoch, daß sich hinter ihnen wichtige, unbewußte Erlebnisse, häufig aus der frühesten Kindheit, verbergen. Deshalb hat Freud sie Deckerinnerungen genannt. An einem Beispiele werden wir am ehesten ihre Bedeutsamkeit erkennen.

In den ersten Stunden der Analyse erzählte mir eine Patientin von einem sonderbaren Spiele, das sie zwischen ihrem fünften und sechsten Lebensjahre zu treiben pflegte. Um diese Zeit hatte sie ein jüngeres Schwesterchen bekommen. Wenn sie sich nun von niemandem beobachtet fühlte, zerrte sie es aus dem Kinderwagen hervor, bis es mit dem Köpfchen vor den Vorhängen erschien, um es im nächsten Augenblicke wieder in die Tiefe des Wagens versinken zu lassen, und wiederholte dieses Spiel mit unermüdlicher Beharrlichkeit. Viele Monate hindurch konnte man mit dieser Erinnerung nichts anfangen. Langsam stellten sich jedoch Erinnerungen ein, die ein und demselben Kreise angehörten. Zunächst erinnerte sich die Patientin an den Tag der Geburt dieses Schwesterchens. Bei einem Onkel, der ihr die Nachricht von diesem Ereignis überbracht hatte, hatte sie sich nach den Einzelheiten der Geburt erkundigt. Er erklärte ihr kurz, der Storch habe das Kind gebracht. Sie konnte aber nicht recht daran glauben und fragte ihn weiter, wie denn der Storch ins Zimmer gekommen wäre. Durchs Fenster, antwortete der Onkel. Auf ihren Einwand, daß das Fenster doch geschlossen war, blieb er ihr die Antwort schuldig. Das Kind versuchte nun das Rätsel auf eigene Faust zu lösen. Es erklärte sich die Geburt des Schwesterchens damit, daß der Storch wohl ins Zimmer kam, als das Fenster noch offen war, sich hinter den Vorhängen versteckt hielt und als die Mutter

allein war, hinter den Fenstervorhängen hervorsprang. Das Hervorzerren des Schwesterchens aus dem Kinderwagen, bis das Köpfchen vor den Vorhängen sichtbar wurde, ist also eine Art dramatischer Darstellung der Gedanken über die Geburt, wie sie sich im Kopfe des fünfeinhalbjährigen Mädchens abgespielt hatten. Was hat aber die zweite Phase des Spieles, das Wiederverschwindenlassen des Schwesterchens in den Tiefen des Kinderwagens, zu bedeuten? Die Geburt eines jüngeren Geschwisterchens wirkt oft traumatisch. Die Kinder trachten meistens, das Trauma mit Hilfe der Phantasien zu überwinden. So auch unsere Patientin. Sie begnügte sich aber nicht damit, in ihrem Spiele die Geburt darzustellen. Wir wissen nämlich, daß die Geburt eines jüngeren Geschwisterchens Eifersucht und Haß auslöst. Wie das Trauma der Geburt durch Phantasieren bewältigt wird, so werden auch der Haß und die Todeswünsche gegen neue Geschwister in Phantasien abgeführt. Nun, die Geburt des Schwesterchens war der Patientin höchst unwillkommen, sie wünschte den Neuankömmling wieder fort. Schon einmal, mit zweieinhalb Jahren, hatte sie böse Erfahrungen mit einem neuen Geschwisterchen, einem Bruder, gemacht. Sie war damals so erbost über den Eindringling, daß sie mit einem Stück Holz auf ihn losging. Mutter und Kinderfrau mußten auf das Neugeborene sehr aufpassen, um es vor ihrer Wut und ihrem Haß zu schützen. Jetzt noch hat die fünfunddreißigjährige Frau ihren Haß gegen die zwei jüngeren Geschwister nicht überwunden. Das Verschwindenlassen der Schwester also stellte ihren Wunsch dar, das Neugeborene aus der Welt zu schaffen, wie sie früher einmal ihren Bruder hatte umbringen wollen. Wir verstehen nun das ganze Spiel: es bedeutet Geburt und Tod des Schwesterchens. Hinter diesem Spiele verbirgt sich auch der noch tiefere Haß gegen den Bruder. Erst die Analyse dieser Erinnerung verhalf dazu, die Einstellung der Patientin zu ihrem Bruder zu verstehen. Ihr bewußtes Verhalten ihm gegenüber spiegelte ihren unbewußten, aus erster Kindheit stammenden Haß und Neid wider.

Die Deckerinnerungen stellen also Bruchstücke von Erinnerungen dar, sie füllen gewissermaßen Erinnerungslücken aus und können mit Trümmern einer untergegangenen Welt verglichen werden, mit Spuren, die dem Archäologen die Richtung seiner Ausgrabungsarbeiten weisen.

In gewissen Fällen werden die Erinnerungslücken durch Deckerinnerungen ausgefüllt, in anderen sind die Amnesien jedoch so vollständig, daß sie erst in der Analyse aufgehoben werden können. Im großen und ganzen sind jedoch Amnesien nicht nur für Kranke charakteristisch. Ihre erste Kindheit bis ungefähr zum vierten oder fünften Lebensjahre haben auch die meisten Gesunden vergessen. Warum wir die Kindheitserinnerungen gerade der ersten fünf Lebensjahre vergessen, wird man vielleicht verstehen, wenn man weiß, daß die Blütezeit der kindlichen Sexualität in diese Periode fällt und daß ihr normales Schicksal ist, verdrängt zu werden. Die Nachwirkung der infantilen Verdrängung ist so dauerhaft, daß man sogar als reifer Mensch von seiner infantilen Sexualität nichts mehr wissen will.

*(Aus dem Kapitel: „Das Unbewußte in der Neurose." S. 5.)*

Eigentümer und Verleger: Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Ges. m. b. H., Wien I, Börsegasse 11. — Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Dr. Paul Federn, Wien VI, Köstlergasse 7. Druck von Emil M. Engel, Druckerei und Verlagsanstalt, Wien I, In der Börse.

Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik, VI. Jg. (1932), Heft 5/6 (Mai—Juni)

VI. Jahrg. Mai – Juni 1932 Nr. 5/6

# Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik

## „Spielen und Spiele"

Aus dem Inhalt dieses Sonderheftes:



Preis dieses Heftes Mark 2·—